Der Graf
von
Monte-Christo.

Roman
von
Alexander Dumas.

Deutsch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vierzehnter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Vierzehnter Theil.

Locusta.

Valentine blieb allein; zwei andere Pendeluhren, die später gingen, als jene von Saint-Philippe-du-Roule, schlugen noch in verschiedenen Abständen Mitternacht. Mit Ausnahme des Gerassels einiger entfernter Wagen, wurde dann Alles wieder stille. Nun richtete sich Valentinens ganze Aufmerksamkeit auf die Pendeluhr ihres Zimmers, deren Unruhe die Sekunden zeigte. Sie begann die Sekunden zu zählen, und bemerkte, daß sie doppelt so langsam waren, als die Schläge ihres Herzens. Und doch zweifelte sie noch; die harmlose Valentine konnte sich nicht einbilden, daß Jemand ihren Tod wünschen sollte; warum? Zu welchem Zwecke? Was hatte sie Böses gethan, wodurch sie einen Feind sich machen konnte? Es war nicht zu befürchten, daß sie einschlafen würde. Eine einzige Idee, eine schreckliche Idee, hielt ihren Geist in Spannung, nämlich: daß eine Person auf der Welt existire, welche sie zu ermorden versucht hatte, und es wieder versuchen wollte. Wenn dießmal diese Person, überdrüssig, die Unwirksamkeit des Giftes zu sehen, nach dem Stahle greifen sollte, wie Monte-Christo ihr sagte! Wenn der Graf nicht Zeit finden sollte, herbeizueilen! Wenn sie ihrem

letzten Augenblicke nahe wäre! Wenn sie Morrel nicht mehr sehen sollte! Bei diesem Gedanken, der sie mit einer erdfahlen Blässe und zugleich mit einem eisigen Schweiße bedeckte, war Valentine bereit, die Klingelschnur zu ergreifen, und Hülfe herbeizurufen. Aber es dünkte ihr, durch die Thüre der Bibliothek hindurch, das Auge des Grafen funkeln zu sehen, jenes Auge, das auf ihrer Erinnerung lastete, und, wenn sie daran dachte, mit solcher Scham sie vernichtete, daß sie sich fragte, ob es der Dankbarkeit jemals gelingen dürfte, die peinliche Wirkung der indiscreten Freundschaft des Grafen zu verwischen. Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verstrichen so, dann noch weitere zehn Minuten; endlich that die Pendeluhr, eine Sekunde vorher aushebend, einen sonoren Schlag auf die Glocke. In diesem Momente unterrichtete ein unmerkbares Kratzen mit dem Nagel an dem Holze der Bibliothek Valentinen, daß der Graf wache, und ihr zu wachen anempfahl. In der That dünkte es Valentinen, von der entgegengesetzten Seite her, nämlich in der Richtung von Eduards Zimmer, den Boden knarren zu hören; sie lauschte, ihrem fast erstickten Athem verhaltend; der Drücker der Thüre schnarrte, und die Thüre drehte sich in ihren Angeln. Valentine hatte sich auf ihren Elbogen erhoben; sie fand nur noch Zeit, auf ihr Bett zurückzusinken, und ihre Augen unter ihrem Arme zu verbergen. Dann wartete sie, zitternd, aufgeregt, das Herz von einem unaussprechlichen Schrecken gekrampft. Jemand näherte sich dem Bette, und streifte die Vorhänge. Valentine raffte alle ihre Kräfte zusammen, und ließ jenes regelmäßige Murmeln des Athems

vernehmen, das einen ruhigen Schlaf verkündet. „Valentine!“ sagte ganz leise eine Stimme.

Die nämliche Stille; Valentine hatte gelobt, nicht zu erwachen. Dann blieb Alles unbeweglich. Nur hörte Valentine das fast unmerkliche Geräusch einer in das von ihr eben erst geleerte Glas rinnenden Flüssigkeit. Dann wagte sie, unter dem Walle ihres ausgestreckten Armes ihr Augenlied halb zu öffnen. Sie erblickte nun eine Frau in einem weißen Nachtmantel, die in ihr Glas eine schon zum voraus in einer Phiole bereit gehaltene Flüssigkeit goß. Während dieses kurzen Augenblickes hielt Valentine vielleicht ihren Athem zurück, oder machte ohne Zweifel irgend eine Bewegung, denn die Frau hielt besorgt ein, und neigte sich über ihr Bett, um zu sehen, ob sie wirklich schlafe: es war Frau von Villefort. Ihre Stiefmutter erkennend, wurde Valentine von einem heftigen Schauder ergriffen, der ihrem Bette eine Bewegung mittheilte. Frau von Villefort glitt alsogleich die Wand entlang, und erspähte dort, hinter dem Vorhange des Bettes versteckt, stumm, aufmerksam, Valentinens mindeste Bewegung. Diese erinnerte sich an Monte-Christo's schreckliche Worte; es hatte ihr gedünkt, in der Hand, welche die Phiole nicht hielt, eine Art von langem und geschliffenen Messer zu sehen. Nun strengte sich Valentine an, ihre ganze Willensmacht zu ihrem Beistande aufbietend, die Augen zu schließen; aber diese Verrichtung des furchtsamsten unserer Sinne, diese gewöhnlich so einsame Verrichtung, wurde in diesem Momente fast unausführbar, so heftige Anstrengungen machte die gespannte Neugier, dieses Augenlied aufzudrücken, und

die Wahrheit zu schauen. Doch durch die Stille versichert, in welcher das gleichmäßige Geräusch des Athmens Valentinens sich vernehmen zu lassen wieder begann, daß diese schlief, streckte Frau von Villefort von Neuem den Arm aus, und goß, durch die am Kopfpfühle des Bettes zusammengezogenen Vorhänge halb versteckt, den Inhalt ihrer Phiole vollends in Valentinens Glas. Dann entfernte sie sich, ohne daß Valentine durch das leiseste Geräusch aufmerksam gemacht wurde, daß sie fortgegangen sey.

Sie hatte den Arm verschwinden sehen, weiter nichts: diesen frischen und runden Arm einer Frau von fünfundzwanzig Jahren, jung und schön, und die den Tod einschenkte. Valentinens Empfindung während dieser anderthalb Minuten des Aufenthaltes der Frau von Villefort in ihrem Zimmer, läßt sich unmöglich schildern. Das Kratzen des Nagels an der Bibliothek zog das junge Mädchen aus jenem Zustande der Betäubung, in den sie versunken war, und welcher der Erstarrung glich. Sie hob mit Anstrengung den Kopf empor. Die immer noch stille Thüre drehte sich zum zweitenmale in ihren Angeln, und der Graf von Monte-Christo erschien wieder.

„Wohlan," fragte der Graf, „zweifeln Sie noch?"

„O! mein Gott!" murmelte das junge Mädchen.

„Sie haben gesehen?"

„Ach!"

„Sie haben erkannt?"

Valentine stöhnte. „Ja," antwortete sie, „aber ich kann nicht daran glauben."

„Es ist Ihnen also lieber, zu sterben, und Maximilians Tod zu veranlassen? . . .“

„Mein Gott! Mein Gott!“ wiederholte das junge Mädchen fast verwirrt; „aber kann ich denn das Haus nicht verlassen, fliehen? . . .“

„Valentine, die Hand, welche Sie verfolgt, würde Sie überall erreichen; durch vieles Geld wird man Ihre Diener verführen, und der Tod sich unter allen Formen vermummt, bei Ihnen einstellen, im Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baume pflücken werden.“

„Aber sagten Sie denn nicht, daß die Vorsicht des guten Papa mich gegen das Gift verwahrt habe?“

„Gegen ein Gift, und noch dazu nicht in starker Dosis beigebracht; man wird das Gift wechseln oder die Dosis verstärken.“

Er nahm das Glas, und tauchte seine Lippen hinein. „Und, sehen Sie,“ sagte er, „das ist schon geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Brucin, sondern mit einem einfachen Narcoticum. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, worin man es auflösete. Wenn Sie dieß tränken, Valentine, was Frau von Villefort so eben in Ihr Glas goß, so wären Sie verloren.“

„Aber, mein Gott!“ rief das junge Mädchen aus, „warum verfolgt man mich denn so?“

„Wie! Sie sind so sanft, so gut, Sie glauben so wenig an das Böse, daß Sie nicht einmal begriffen haben, Valentine?“

„Nein,“ antwortete das junge Mädchen, „ich habe ihr niemals Böses zugefügt.“

„Aber Sie sind reich, Valentine, Sie haben eine Rente von zweimalhunderttausend Livres, und diese Rente von zweimalhunderttausend Livres entziehen Sie ihrem Sohne.“

„Wie so? Mein Vermögen ist nicht das seinige, und fällt mir von meinen Eltern zu.“

„Ohne Zweifel, und deßhalb sind Herr und Frau von Saint-Méran gestorben: Sie sollten Ihre Eltern beerben; deßhalb wurde Herr Noirtier von dem Tage an, da er Sie zu seiner Erbin einsetzte, dem Tode geweiht, deßhalb sollen auch Sie sterben, Valentine, damit Ihr Vater Sie beerbe, und Ihr Bruder, dann der einzige Sohn, Ihren Vater beerbe.“

„Eduard? Das arme Kind! seinetwegen begeht man alle diese Verbrechen!“

„Ah! begreifen Sie endlich!“

„Ah! mein Gott! möge nicht all das auf ihn zurückfallen!“

„Sie sind ein Engel, Valentine.“

„Doch mein Großvater? Man hat also darauf verzichtet, ihn zu tödten?“

„Man hat überlegt, daß nach Ihrem Tode, woferne keine Enterbung Statt fände, das Vermögen natürlicherweise Ihrem Bruder zufiele, und gedacht, daß das Verbrechen, als im Grunde genommen überflüssig, doppelt gefährlich zu begehen wäre.“

„Und im Geiste einer Frau konnte ein solcher Anschlag entstehen! O! Mein Gott! Mein Gott!“

„Erinnern Sie sich an Perugia, an die Weinlaube im Posthause, an den Mann im braunen Mantel, den

Ihre Mutter über die Aqua-Toffana befragte; wohlan, von jener Zeit an reifte dieses ganze höllische Projekt in ihrem Kopfe."

„O! mein Herr," rief das sanfte junge Mädchen aus, in Thränen zerfließend, „ich sehe wohl, daß ich, wenn es sich so verhält, dem Tode geweiht bin."

„Nein, Valentine, nein, denn ich habe alle Anschläge vorhergesehen; nein, denn unsere Feindin ist überwunden, weil sie durchschaut ist; nein, Sie werden leben, Valentine, Sie werden leben, um zu lieben und geliebt zu werden, Sie werden leben, um glücklich zu seyn, und ein edles Herz zu beglücken, aber um zu leben, Valentine, müssen Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken."

„Gebieten Sie, mein Herr, was muß ich thun?"

„Sie müssen blindlings nehmen, was ich Ihnen geben werde."

„O! Gott ist mein Zeuge," rief Valentine aus, „daß ich, wär' ich allein, lieber sterben würde."

„Sie werden sich Niemanden anvertrauen, selbst nicht Ihrem Vater?"

„Mein Vater gehört nicht zu diesem gräßlichen Complott, nicht wahr, mein Herr?" fragte Valentine, die Hände faltend.

„Nein, und dennoch soll Ihr Vater, der an juridische Anklagen gewöhnte Mann, vermuthen, daß alle diese in seinem Hause geschehenen Todesfälle nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über sie wachen sollen: er sollte jetzt an dem Platze seyn, den ich einnehme; er sollte dieses Glas bereits ausgegossen haben; er sollte bereits gegen den Mörder sich aufgerichtet haben...

Gespenst gegen Gespenst," murmelte er, ganz leise seine Aeußerung schließend.

„Mein Herr," versetzte Valentine, „ich werde Alles thun, um zu leben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich so sehr lieben, daß sie sterben würden, wenn ich stürbe: mein Großvater und Maximilian."

„Ich werde über diese wachen, wie ich über Sie wachte."

„Wohlan, mein Herr, verfügen Sie über mich," sagte Valentine; dann fügte sie ganz leise bei: „O! Mein Gott! Mein Gott! was wird mir widerfahren!"

„Was Ihnen auch widerfahren möge, Valentine, erschrecken Sie nicht: wenn Sie leiden, wenn Sie das Gesicht, das Gehör, das Gefühl verlieren, so fürchten Sie nichts; wenn Sie wieder erwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, so hegen Sie keine Furcht, sollten Sie auch, wiedererwachend, in irgend einer Begräbnißstätte, oder in einen Sarg genagelt sich befinden; kommen Sie schnell zur Besinnung, und sagen Sie bei sich: „„In diesem Momente wacht ein Freund über mich, ein Vater, ein Mann, der mein Glück und Maximilians Glück will.""

„Ach! Ach! welch' ein schrecklicher Nothfall!"

„Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter denunciren?"

„Ich würde lieber hundertmal sterben, o! ja, sterben!"

„Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch begegnen möge, Sie versprechen es mir, Sie werden sich nicht beklagen, Sie werden hoffen!"

„Ich werde an Maximilian denken."

„Sie sind meine vielgeliebte Tochter, Valentine; nur ich kann Sie retten, und ich werde Sie retten.“

Valentine, vom äußersten Schrecken erfaßt, faltete die Hände,... denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen sey, Gott um Muth zu bitten, und richtete sich auf, um murmelnd in Worten ohne Zusammenhang zu beten, vergessend, daß ihre weißen Schultern kein anderer Schleier verhüllte, als ihr langes Hauptharr, und daß man unter der feinen Spitze ihres Nachtmantels ihr Herz pochen sah. Der Graf legte sachte die Hand auf den Arm des jungen Mädchens, zog die Bettdecke von Sammet bis zu ihrem Halse hinauf, und sagte mit einem ganz väterlichen Lächeln: „Meine Tochter, glauben Sie an meine Ergebenheit, wie Sie an die Güte Gottes, und an Maximilians Liebe glauben.“

Valentine heftete einen Blick voll Dankbarkeit auf ihn, und blieb gelehrig wie ein Kind unter seinen Schleiern. Dann zog der Graf aus seiner Gilettasche die smaragdene Confectbüchse, öffnete ihren goldenen Deckel, und ließ in Valentinens Hand ein kleines rundes Mundkügelchen von der Dicke einer Erbse gleiten. Valentine nahm es mit der andern Hand, und schaute den Grafen aufmerksam an: es lag in den Zügen dieses furchtlosen Beschützers ein Widerstrahl der göttlichen Majestät und Macht. Es war offenbar, daß Valentine ihn mit dem Blicke fragte.

„Ja,“ antwortete dieser.

Valentine steckte das Mundkügelchen in ihren Mund, und verschluckte es.

„Und nun auf Wiedersehen, mein Kind,“ sagte

er, „ich will zu schlafen versuchen, denn Sie sind gerettet.“

„Sehen Sie,“ erwiederte Valentine, „was mir auch begegnen möge, ich verspreche Ihnen, keine Furcht zu haben.“

Monte=Christo hielt lange seine Augen auf das junge Mädchen geheftet, das nach und nach entschlummerte, von der Macht des einschläfernden Mittels bewältiget, welches der Graf ihr so eben gereicht hatte. Nun nahm er das Glas, goß es zu drei Viertheilen in den Kamin, damit man glauben konnte, Valentine habe das Fehlende getrunken, und stellte es wieder auf den Nachttisch; dann verschwand er durch die Bibliothekthüre nach einem letzten Blicke auf Valentinen, die mit dem Vertrauen und der Unschuld eines zu den Füßen des Erlösers liegenden Engels entschlummerte.

Valentine.

Die Nachtlampe brannte auf dem Kamine fort; die letzten Oeltropfen erschöpfend, die noch auf dem Wasser schwammen; schon färbte ein röthlicherer Kreis den Alabaster der Kugel, schon entknisterten der lebhafteren Flamme jene letzten Aufsprühungen, die bei unbeseelten Wesen jenen letzten Krämpfen des Todeskampfes ähnlich sind, die man so oft mit jenen der armen menschlichen Geschöpfe verglichen hat; ein schwaches und unheimliches Licht warf einen Opalschimmer auf die weißen Vorhänge und die Betttücher des jungen Mädchens. Alles Geräusch auf den Straßen war dießmal verstummt, und innere Stille furchtbar. Dann ging die Thüre von

Eduard's Zimmer auf, und ein Kopf, den wir schon sahen, erschien in dem der Thüre gegenüber stehenden Spiegel: Frau von Villefort war's, welche zurückkehrte, um die Wirkung des Getränkes zu sehen. Sie blieb auf der Schwelle stehen, hörte das Knistern der Lampe, das einzige in diesem Zimmer vernehmbare Geräusch, das man für unbewohnt hätte halten mögen, dann näherte sie sich leise dem Nachttische, um zu sehen, ob Valentinens Glas leer sey. Es enthielt noch, wie gesagt, den vierten Theil.

Frau von Villefort nahm es, und goß es in die Asche, die sie umrührte, die Aufsaugung der Flüssigkeit dadurch zu erleichtern, dann spühlte sie sorgfältig den Krystall, trocknete ihn mit ihrem eigenen Taschentuche, und stellte ihn wieder auf den Nachttisch. Jemand, dessen Blick in das Innere dieses Zimmers hätte dringen können, würde dann die Unschlüssigkeit der Frau von Villefort gesehen haben, ihre Augen auf Valentinen zu heften, und sich dem Bette zu nähern. Dieser unheimliche Schimmer, diese Stille, diese schreckliche Poesie der Nacht, gesellten sich ohne Zweifel zu der furchtbaren Poesie ihres Gewissens; die Giftmischerin fürchtete sich vor ihrem Werke. Endlich faßte sie ein Herz, schob den Vorhang weg, lehnte sich auf den Kopfpfühl des Bettes, und bückte sich über Valentinen. Das junge Mädchen athmete nicht mehr; ihre halb voneinander gesperrten Zähne, ließen kein Athom jenes Athems entschlüpfen, der das Leben verräth; ihre weißwerdenden Lippen hatten zu beben aufgehört; ihre Augen, in einem violetten Dunste schwimmend, der aus der Haut gesickert

schien, bildeten eine weißere Hervorragung an der Stelle, wo der Augapfel das Augenlied schwellt, und ihre langen schwarzen Wimpern streiften eine bereits wie Wachs glanzlose Haut. Frau von Villefort betrachtete dieses Gesicht von einem in seiner Unbeweglichkeit so beredten Ausdrucke; sie wagte es dann, hob die Decke auf, und legte ihre Hand auf das Herz des jungen Mädchens. Es war stumm und eisig. Was unter ihrer Hand schlug, war die Pulsader ihrer Finger: sie zog schaudernd die Hand zurück. Valentinens Hand hing zum Bette heraus; der ganze Theil dieses Armes, der in die Schulter einmündete und sich bis zur Aderlaßstelle erstreckte, schien nach jenem von einer der Grazien von Germain Pilon gemodelt; aber der Vorderarm war durch eine Zusammenschrumpfung leicht entstaltet, und die Hand von einer so reinen Form, stützte sich, ein wenig steif und mit gespreizten Fingern, auf das Mahagoni. Die Wurzel der Nägel war bläulich.

Frau von Villefort hegte keinen Zweifel mehr, Alles war zu Ende, das schreckliche Werk, das letzte, welches sie zu verrichten hatte, endlich vollbracht. Die Giftmischerin hatte nichts mehr im Zimmer zu thun; sie trat mit so großer Vorsicht zurück, daß sie sichtbar das Knarren ihrer Schritte auf dem Teppiche fürchtete; aber im Zurücktreten hielt sie den Vorhang noch empor, dieses Bild des Todes anstarrend, der seine unwiderstehliche Anziehungskraft übet, so lange der Tod nicht Entstellung ist, sondern nur Unbeweglichkeit, so lange er das Geheimniß bleibt, und nicht in den Eckel sich verwandelt. Die Minuten verstrichen; Frau von Villefort

schien nicht vermögend, diesen Vorhang fahren zu lassen, den sie wie ein Leichentuch über Valentinens Haupte emporgehoben hielt. Sie zahlte dem Nachsinnen ihren Tribut; das Nachsinnen des Verbrechens muß der Gewissensbiß seyn. In diesem Momente verdoppelten sich die Aufsprühungen der Nachtlampe. Frau von Villefort schauderte bei diesem Geräusche, und ließ den Vorhang wieder fallen. Im nämlichen Augenblicke erlosch die Nachtlampe, und eine entsetzliche Finsterniß herrschte im Zimmer. Inmitten dieser Finsterniß erwachte die Pendeluhr, und schlug halb fünf Uhr. Ueber diese aufeinanderfolgenden Bewegungen erschrocken, erreichte die Giftmischerin, im Finstern tappend, die Thüre, und kehrte, den Angstschweiß auf der Stirne, in ihr Zimmer zurück. Die Finsterniß dauerte noch zwei Stunden. Dann fiel nach und nach ein bleiches Licht in das Gemach, durch die Latten der Fensterläden sickernd; dann wurde es nach und nach noch stärker, und verlieh den Gegenständen und Körpern Farbe und Form. In diesem Momente erscholl der Husten der Krankenwärterin auf der Treppe, und diese Frau trat mit einer Tasse in der Hand bei Valentinen ein. Ein Vater, ein Liebender, hätte auf den ersten Blick Valentinens Tod erkannt; die Gemiethete hielt Valentinen nur für eingeschlafen. „Gut,“ sagte sie, dem Nachttische sich nähernd, „sie hat einen Theil ihres Getränkes getrunken, das Glas ist zu zwei Dritttheilen leer.“

Dann ging sie zum Kamine, machte wieder Feuer, setzte sich in ihren Lehnstuhl, und benützte, obgleich sie eben aus ihrem Bette kam, Valentinen's Schlaf, um

noch einige Augenblicke zu schlummern. Die Pendeluhr weckte sie, acht Uhr schlagend. Dann, erstaunt über diesen hartnäckigen Schlaf, in welchem das junge Mädchen lag, erschrocken über diesen zum Bette hinaushangenden Arm, den die Langschläferin nicht zurückgezogen hatte, näherte sie sich dem Bette, und bemerkte erst jetzt diese kalten Lippen, und diese eisige Brust. Sie wollte den Arm wieder neben den Leib legen, aber der Arm gab nur mit jener erschreckenden Steifheit nach, welche eine Krankenwärterin nicht verkennen konnte. Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus. „Zu Hülfe!" schrie sie, „zu Hülfe!"

„Warum zu Hülfe?" antwortete von der Schwelle der Treppe Herr von Avrigny.

Dieß war die gewöhnliche Besuchszeit des Doctors.

„Warum zu Hülfe?" rief Villefort's Stimme, der hastig aus seinem Cabinete stürzte; „Doctor, haben Sie nicht zu Hülfe rufen hören?"

„Ja, ja, gehen wir hinauf," antwortete Herr von Avrigny, „gehen wir schnell hinauf; es ist bei Valentinen."

Doch bevor der Arzt und der Vater eingetreten waren, waren die Diener, die sich im nämlichen Stockwerke in den Zimmern oder in den Corridoren befanden, eingetreten, hoben, als sie Valentinen blaß und unbeweglich auf ihrem Bette sahen, die Hände zum Himmel empor, und wankten wie vom Schwindel erfaßt.

„Rufet der Frau von Villefort! Rufet der Frau von Villefort!" schrie der Staatsanwalt an der Thüre

des Zimmers, in welches zu treten er nicht zu wagen schien.

Doch anstatt zu antworten, schauten die Diener Herrn von Avrigny an, der eingetreten, zu Valentinen geeilt war, und sie in seinen Armen aufhob. „Auch diese...“ murmelte er, indem er sie wieder zurücksinken ließ. „O! mein Gott! mein Gott! wann wirst Du müde werden?“

Villefort stürzte in das Gemach. „Was sagen Sie, mein Gott?“ rief er aus, die beiden Hände zum Himmel erhebend, „Doctor!... Doctor!...“

„Ich sage, daß Valentine todt ist,“ antwortete Herr von Avrigny mit einer feierlichen und in ihrer Feierlichkeit schrecklichen Stimme.

Villefort brach zusammen, wie wenn seine Beine zerschellt wären, und fiel mit dem Kopfe auf Valentinens Bett. Bei den Worten des Doctors, bei dem Schreie des Vaters, entflohen die von Schrecken erfaßten Diener mit dumpfen Verwünschungen; man hörte ihre hastigen Schritte über die Treppen und durch die Corridore, dann eine starke Bewegung in den Höfen, dann wurde es stille; der Lärm verstummte: vom Ersten bis zum Letzten hatten sie das verfluchte Haus verlassen. In diesem Momente hob Frau von Villefort, den Arm halb in ihren Morgenmantel gesteckt, den Thürvorhang auf; einen Augenblick verweilte sie auf der Schwelle, wie wenn sie die Anwesenden fragen wollte, und rief einige widerstrebende Thränen zu Hülfe. Plötzlich machte sie einen Schritt, oder vielmehr einen Sprung, vorwärts, die Arme nach dem Nachttische ausgestreckt.

Sie hatte so eben von Avrigny gesehen, wie er sich neugierig über diesen Tisch bückte, und auf ihm das Glas nahm, welches sie während der Nacht ausgoß, wie sie gewiß wußte. Das Glas war wieder zu einem Drittheile voll, gerade wie es war, als sie den Inhalt desselben in die Asche schüttete. Valentinens vor der Giftmischerin emporstarrendes Gespenst, hätte eine schwächere Wirkung auf sie hervorgebracht. In der That, dieß ist ja die Farbe des Getränkes, welches sie in Valentinens Glas goß, und Valentine trank; dieß ist ja das Gift, welches das Auge des Herrn von Avrigny nicht täuschen kann, und das Herr von Avrigny aufmerksam betrachtet; dieß ist ja ein Wunder, welches ohne Zweifel Gott wirkte, damit ungeachtet jener Vorsichtsmaßregeln des Mörders, eine Spur, ein Beweis, eine Denunciation des Verbrechens übrig bleiben sollte.

Inzwischen, während Frau von Villefort unbeweglich da stand, wie die Bildsäule des Schreckens, während Villefort, den Kopf in den Leintüchern des Sterbebettes verbergend, nichts von dem sah, was um ihn herum vorging, näherte sich von Avrigny dem Fenster, um mit dem Blicke den Inhalt des Glases besser zu prüfen, und kostete davon einen mit der Fingerspitze herausgehobenen Tropfen. „Ah!“ murmelte er, „dieß ist nicht mehr Brucin; sehen wir, was es ist!“

Dann eilte er zu einem in eine Apotheke umgewandelten Schranke des Zimmers Valentinens, zog aus seinem kleinen silbernen Behälter ein Fläschchen Salpetersäure, und ließ einige Tropfen davon in den Opal der Flüssigkeit fallen, die sich alsogleich in ein halbes Glas hoch-

rothes Blut verwandelte. „Ah!“ sagte von Avrigny mit dem Abscheu des Richters, dem die Wahrheit sich offenbaret, vermischt mit der Freude des Gelehrten, welchem ein Problem sich enträthselt. Frau von Villefort drehte sich einen Augenblick um sich selbst; ihre Augen sprühten Flammen, dann erloschen sie; taumelnd suchte sie mit der Hand die Thüre, und verschwand. Einen Augenblick nachher hörte man das ferne Plumpen eines Leibes, der auf den Boden stürzte. Aber Niemand beachtete es. Die Wärterin war beschäftiget, die chemische Analyse zu betrachten, Villefort immer noch vernichtet. Nur Herr von Avrigny hatte der Frau von Villefort nachgeschaut, und ihr hastiges Fortgehen bemerkt. Er hob den Thürvorhang von Valentinens Zimmer auf, und sein Blick konnte durch Eduard's Zimmer in das Gemach der Frau von Villefort dringen, die er regungslos auf den Boden hingestreckt erblickte.

„Bringen Sie der Frau von Villefort Beistand,“ sagte er zur Wärterin; „Frau von Villefort ist unwohl!“

„Aber das Fräulein Valentine?“ stammelte die Wärterin.

„Das Fräulein Valentine braucht keinen Beistand mehr,“ antwortete von Avrigny, „weil das Fräulein Valentine todt ist.“

„Todt! todt!“ seufzte Villefort im Paroxismus eines um so herzzerreißenderen Schmerzes, weil er neu, unbekannt, unerhört für dieses eherne Herz war.

„Todt, sagen Sie!“ rief eine dritte Stimme aus; „wer hat gesagt, daß Valentine todt sey?“

Die beiden Männer kehrten sich um, und erblickten

an der Thüre Morrel aufrecht, blaß, verstört, schrecklich. Man höre, was geschehen war: Zu seiner gewöhnlichen Stunde und durch die kleine Thüre, welche zu Noirtier führte, war Morrel gekommen. Gegen die Gewohnheit fand er die Thüre offen; er brauchte also nicht zu schellen, er trat ein. Auf dem Vorplatze wartete er einen Augenblick, irgend einem Diener rufend, der ihn bei dem alten Noirtier einführen sollte. Aber Niemand antwortete; die Diener, wie man weiß, hatten das Haus verlassen. Morrel hatte an diesem Tage keinen besondern Grund zur Besorgniß: wohl aber das Versprechen Monte-Christo's, daß Valentine leben sollte, und bis jetzt war das Versprechen getreulich gehalten worden. An jedem Abende brachte ihm der Graf gute Nachrichten, welche am andern Tage Noirtier selbst bestätigte. Diese Einsamkeit schien ihm jedoch auffallend; er rief zum zweitenmale, zum drittenmale... die nämliche Stille. Dann entschloß er sich, hinaufzugehen. Noirtier's Thüre war offen, wie die übrigen Thüren. Das Erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhle, an seinem gewöhnlichen Platze; aber seine aufgesperrten Augen schienen einen inneren Schrecken auszudrücken, welchen noch die sonderbare, über seine Züge verbreitete Blässe bestätigte.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?" fragte der junge Mann nicht ohne eine gewisse Herzensbeklemmung.

„Gut," winkte der Greis mit seinem Augenblinzeln, „gut."

Aber die Besorgniß schien in seiner Physiognomie lebhafter zu werden.

„Sie sind nachsinnend," fuhr Morrel fort, „Sie be-

dürfen etwas. Wollen Sie, daß ich einem ihrer Leute rufe?"

„Ja," winkte Noirtier.

Morrel zog heftig die Klingelschnur, aber vergebens zog er, daß sie hätte zerreißen mögen, Niemand kam. Er kehrte sich zu Noirtier um; die Blässe und die Angst nahmen im Gesichte des Greises zu.

„Mein Gott! Mein Gott!" sagte Morrel, „warum kommt denn Niemand? Ist Jemand im Hause krank?"

Noirtier's Augen schienen aus ihren Marken zu schießen.

„Was fehlt Ihnen denn?" fragte Morrel; „Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine!..."

„Ja! Ja!" winkte Noirtier.

Maximilian öffnete den Mund, um zu sprechen, aber seine Zunge brachte keinen Laut hervor: er taumelte, und hielt sich am Getäfel fest. Dann streckte er die Hand nach der Thüre aus.

„Ja! Ja! Ja!" fuhr der Greis fort.

Maximilian stürzte zur kleinen Treppe, über welche er in zwei Sprüngen setzte, während Noirtier ihm mit den Augen zuzurufen schien: „Schneller! Schneller!"

Eine Minute genügte dem jungen Manne, um durch mehrere, wie der Rest des Hauses einsame Zimmer zu eilen, und in das Zimmer Valentinens zu gelangen. Er brauchte die Thüre nicht aufzudrücken; sie war angelweit offen. Ein Schluchzen war das erste Geräusch, welches er vernahm. Er sah wie durch eine Wolke eine schwarze Gestalt knien, von einem wirren Haufen weißer Draperien verhüllt. Die Furcht, die schreckliche Furcht bannte

ihn an die Schwelle. Da war's, daß er eine Stimme hörte, welche sagte: „Valentine ist todt," und eine zweite Stimme, die wie ein Echo antwortete: „todt! todt!"

Maximilian.

Villefort erhob sich wieder, fast sich schämend, daß er in dem Anfalle dieses Schmerzens war gesehen worden. Der schreckliche Beruf, den er seit fünfundzwanzig Jahren ausübte, hatte es dahin gebracht, mehr oder weniger als einen Menschen aus ihm zu machen. Sein einen Moment verstörter Blick heftete sich auf Morrel. „Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er, „der Sie vergessen, daß man nicht so in ein Haus tritt, welches der Tod bewohnt? Gehen Sie fort, mein Herr, gehen Sie fort!"

Aber Morrel blieb unbeweglich stehen; er konnte seine Augen nicht von dem schrecklichen Anblicke dieses zerrütteten Bettes und dieser bleichen Gestalt abwenden, die auf ihm lag.

„Gehen Sie fort, hören Sie!" rief Villefort, während auch von Avrigny vortrat, um zur Entfernung Morrel's mitzuwirken.

Dieser schaute mit verstörter Miene die Leiche an, diese zwei Männer, das ganze Zimmer, . . . schien einen Augenblick unschlüssig, öffnete den Mund; dann endlich, unfähig ein Wort zu erwiedern, ungeachtet des zahllosen Schwarmes fataler Gedanken, die in seinem Gehirne wirbelten, ging er fort, mit den Händen in seinen Haaren wühlend, so daß Villefort und von Avrigny, einen Augenblick von ihrem Nachsinnen abgezogen, nachdem sie

ihm nachgeschaut hatten, einen Blick wechselten, welcher sagen wollte: „Er ist wahnsinnig!“

Aber bevor fünf Minuten verstrichen waren, hörte man die Treppe unter einer schweren Last ächzen, und man sah Morrel, der, mit einer übermenschlichen Kraft Noirtier's Lehnstuhl mit seinen Armen aufhebend, den Greis in das erste Stockwerk des Hauses trug. Auf der Treppe oben angekommen, stellte Morrel den Lehnstuhl auf den Boden, und rollte ihn rasch in Valentinens Zimmer. Dieses ganze Manoeuvre wurde mit einer durch die wahnsinnige Exaltation des jungen Mannes verzehnfachten Kraft ausgeführt. Aber Etwas war vorzüglich schrecklich, nämlich das Gesicht Noirtier's, der Valentinens Bette, von Morrel gerollt, sich näherte, das Gesicht Noirtiers, in welchem die Intelligenz alle ihre Hülfsmittel entfaltete, dessen Augen ihre ganze Macht vereinigten, um die übrigen Fähigkeiten zu ersetzen. Daher war dieses blasse Gesicht mit dem flammenden Blicke für Villefort eine furchtbare Erscheinung. Jedesmal, so oft er mit seinem Vater in Berührung kam, war irgend etwas Schreckliches vorgefallen.

„Sehen Sie, was Sie mit ihr gethan haben!“ rief Morrel, die eine Hand noch auf der Lehne des Armstuhles stützend, den er so eben bis zum Bette gerollt hatte, und die andere gegen Valentinen ausstreckend, „sehen S[illegible] ein Vater, sehen Sie!“

Vill[illegible] [illegible]hr einen Schritt zurück, und schaute mit Erstaun[illegible] [illegible]n jungen Mann an, der ihm fast unbekannt [illegible] und welcher Noirtier seinen Vater nannte. In d[illegible] Momente schien die ganze Seele des Greises

in seine Augen zu treten, die zunächst mit Blut unterliefen; dann schwollen die Adern seines Halses, eine bläuliche Farbe, wie jene, welche die Haut des Fallsüchtigen überzieht, bedeckte seinen Hals, seine Wangen und seine Schläfen; es fehlte diesem innern Ausbruche des ganzen Wesens nur ein Schrei. Dieser Schrei brach so zu sagen, aus allen seinen Poren, entsetzlich in seiner Stummheit, herzzerreißend in seinem Schweigen. Von Avrigny stürzte auf den Greis hin, und ließ ihn ein heftiges ableitendes Mittel einathmen.

„Mein Herr!" rief dann Morrel aus, die unthätige Hand des Gelähmten ergreifend, „man fragt, wer ich sey, und welches Recht ich habe, hier zu seyn. O! Sie, der Sie es wissen, sagen Sie es, sagen Sie es!"

Und die Stimme des jungen Mannes erlosch im Schluchzen. Der keuchende Athem des Greises schüttelte seine Brust. Man hätte ihn jenen Aufregungen preisgegeben halten mögen, die dem Todeskampfe vorangehen. Endlich stürzten die Thränen aus den Augen Noirtier's, der glücklicher war, als der junge Mann, welcher schluchzte, ohne zu weinen. Da sein Kopf sich nicht neigen konnte, schlossen sich seine Augen.

„Sagen Sie," fuhr Morrel mit erstickter Stimme fort, „sagen Sie, daß ich ihr Verlobter war! Sagen Sie, daß sie meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erden war! Sagen Sie, sagen Sie, daß diese Leiche mein gehört!"

Und indem der junge Mann das furchtbare Schauspiel einer großen Kraft bot, die zusammenbricht, sank er dumpf vor diesem Bette auf die Knie, das seine ge-

krampften Finger heftig umklammerten. Dieser Schmerz war so erschütternd, daß von Avrigny sich abwendete, um seine Gemüthsbewegung zu verbergen, und Villefort, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, von jenem Magnetismus angezogen, der uns zu jenen hindrängt, welche jene geliebt haben, die wir beweinen, reichte seine Hand dem jungen Manne. Doch Morrel sah nichts; er hatte die eisige Hand Valentinens ergriffen, und biß brüllend in die Betttücher, da er nicht zu weinen vermochte. Eine Zeit lang hörte man in diesem Gemache nur den Gleichlaut des Schluchzens, der Verwünschungen und des Gebetes. Und doch übertäubte ein Tosen all das: es war das rauhe und herzzerreißende Athemholen, welches bei jeder Einströmung der Luft eine von den Springfedern des Lebens in Noirtier's Brust abzusprengen schien. Endlich nahm Villefort, unter Allen am meisten seiner mächtig, nachdem er eine Zeit lang Maximilian seinen Platz so zu sagen abgetreten hatte, das Wort.

„Mein Herr," sagte er zu Maximilian, „Sie liebten Valentine, sagten Sie; Sie waren ihr Verlobter; ich wußte nichts von dieser Liebe, ich kannte diese Verpflichtung nicht, und dennoch verzeihe ich Ihnen; ich, Ihr Vater; denn, ich sehe es, Ihr Schmerz ist groß, wirklich und wahr. Zudem ist auch bei mir der Schmerz zu groß, als daß in meinem Herzen Raum für den Zorn bliebe. Aber, Sie sehen es, der Engel, auf den Sie hofften, ist von der Erde geschieden; sie hat nichts mehr zu thun mit den Anbetungen der Menschen, sie, die jetzt Gott anbetet;

nehmen Sie also Abschied, mein Herr, von der traurigen Hülle, die sie bei uns abgestreift hat; fassen Sie zum Letztenmale ihre Hand, auf die Sie hofften, und scheiden Sie auf ewig von ihr; Valentine bedarf jetzt nur mehr des Priesters, der sie segnet."

„Sie irren sich, mein Herr," rief Morrel aus, auf ein Knie sich wieder erhebend, das Herz von einem bittereren Schmerze durchbohrt, als er jemals einen fühlte, „Sie irren sich: da Valentine todt ist, bedarf sie nicht bloß eines Priesters, sondern auch eines Rächers. Herr von Villefort, lassen Sie den Priester holen, ich werde der Rächer seyn."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" murmelte Villefort, bei dieser neuen Eingebung von Morrel's Delirium zitternd.

„Ich will damit sagen," fuhr Morrel fort, „daß Sie einen zweifachen Mann vorstellen, mein Herr; der Vater hat genug geweint, der Staatsanwalt beginne sein Amt."

Noirtier's Augen funkelten, von Avrigny näherte sich.

„Mein Herr," sprach der junge Mann weiter, mit den Augen alle Gefühle beobachtend, die sich in den Zügen der Anwesenden offenbarten, „ich weiß, was ich sage, und Sie wissen ganz eben so gut, wie ich, was ich sagen will: Valentine ist durch Mord gestorben!"

Villefort senkte den Kopf; von Avrigny trat wieder einen Schritt näher; Noirtier winkte mit den Augen: „Ja."

„Nun aber, mein Herr," fuhr Morrel fort, „verschwindet zur Zeit, worin wir leben, kein Geschöpf, wäre es auch nicht jung, wäre es auch nicht schön, wäre

es auch nicht anbetungswürdig, wie Valentine war, auf eine gewaltsame Weise aus der Welt, ohne daß man über sein Verschwinden Rechenschaft begehre ... Auf, Herr Staatsanwalt!" fügte Morrel mit einer steigenden Heftigkeit bei, „kein Erbarmen! Ich denuncire Ihnen das Verbrechen, suchen Sie den Mörder!"

Und sein unversöhnliches Auge schaute Villefort forschend an, der seinerseits mit dem Blicke bald Noirtier, bald von Avrigny fragte. Aber anstatt bei seinem Vater und bei dem Doctor Beistand zu finden, begegnete Villefort bei Jedem nur einem eben so unbeugsamen Blicke, wie jenem Morrel's.

„Ja!" winkte der Greis.

„Gewiß!" sagte von Avrigny.

„Mein Herr," versetzte Villefort, den Kampf noch versuchend mit diesem dreifachen Willen und mit seiner eigenen Gemüthsbewegung, „mein Herr, Sie täuschen sich; in meinem Hause werden keine Verbrechen begangen; das unglückliche Verhängniß sucht mich heim, Gott prüft mich, das ist schrecklich zu denken, aber man ermordet Niemand!"

Noirtier's Augen flammten, von Avrigny öffnete den Mund, um zu sprechen. Morrel streckte, Stille gebietend, den Arm aus.

„Und ich sage Ihnen, daß man hier tödtet!" rief Morrel aus, der die Stimme sinken ließ, ohne daß sie etwas an ihrer schrecklichen Schwingung verlor. „Ich sage Ihnen, daß dieß das vierte seit einem Monate gefällte Opfer ist! Ich sage Ihnen, daß man schon einmal, vor vier Tagen, Valentinen zu vergiften versuchte,

und der Versuch an den von Herrn Noirtier getroffenen Vorsichtsmaßregeln scheiterte. Ich sage Ihnen, daß man die Dosis verdoppelt, oder die Natur des Giftes verändert, und dießmal den Zweck erreicht hat! Ich sage Ihnen, daß Sie all Das so gut wissen, wie ich, weil dieser Herr da, als Arzt und Freund, Sie davon in Kenntniß gesetzt hat."

„O! Sie sind im Delirium, mein Herr!" versetzte Villefort, indem er vergebens versuchte, aus dem Kreise herauszukommen, worin er sich gefangen fühlte.

„Ich bin im Delirium!" rief Morrel aus; „wohlan, ich berufe mich deßhalb auf Herrn von Avrigny selbst. Fragen Sie ihn, mein Herr, ob er sich noch der Worte erinnere, die er in Ihrem Garten sprach, in dem Garten dieses Hôtels, gerade am Abende des Todes der Frau von Saint-Méran, als Beide, Sie und er, allein zu seyn wähnten; Sie sprachen damals von diesem tragischen Tode, bei welchem jenes unglückliche Verhängniß, dessen Sie erwähnen, und Gott, den Sie ungerechterweise beschuldigen, nur in so ferne beschuldiget sind, als sie Valentinens Mörder erschaffen haben!"

Villefort und Avrigny schauten sich an.

„Ja, ja, erinnern Sie sich," fuhr Morrel fort, „denn jene Worte, die Sie der Stille und Einsamkeit anvertraut wähnen, haben in mein Ohr geklungen. Gewiß, von jenem Abende an, da ich die strafbare Gefälligkeit des Herrn von Villefort gegen die Seinigen sah, hätte ich Alles dem Gerichte entdecken sollen; ich würde kein Mitschuldiger, wie ich es in diesem Momente bin, an Deinem Tode seyn, Valentine! meine vielgeliebte Va-

lentine! Aber der Mitſchuldige wird der Rächer werden; dieſer vierte Mord iſt den Augen Aller auf friſcher That ſichtbar, und wenn Dein Vater Dich aufgiebt, Valentine, ſo werde ich, ich ſchwöre es Dir, den Mörder verfolgen.“

Und dießmal, wie wenn die Natur ſich endlich dieſer kräftigen Organiſation erbarmt hätte, die nahe daran war, durch ihre eigene Kraft zu zerbrechen, verklangen die letzten Worte Morrel's in ſeiner Kehle, ſeine Bruſt brach in Schluchzen aus, ſeine ſo lange widerſtrebenden Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, er brach in ſich ſelbſt zuſammen, und ſank wieder neben Valentinens Bette weinend auf die Knie.

Nun kam die Reihe an von Avrigny. „Und auch ich,“ ſagte er mit kräftiger Stimme, „auch ich ſchließe mich dem Herrn Morrel an, um Gerechtigkeit gegen das Verbrechen zu fordern; denn mein Herz empört ſich bei dem Gedanken, daß meine feige Gefälligkeit den Mörder ermuthiget hat!“

„O! mein Gott! mein Gott!“ murmelte Villefort vernichtet.

Morrel hob den Kopf wieder empor, und ſagte, in den Augen des Greiſes leſend, die eine übernatürliche Flamme ſchleuderten. „Sehen Sie, Herr Noirtier will ſprechen.“

„Ja,“ winkte Noirtier mit einem um ſo ſchrecklich ren Ausdrucke, als alle Fähigkeiten dieſes armen, ohn= mächtigen Greiſes in ſeinem Blicke zuſammengedrängt waren.

„Sie kennen den Mörder?“ fragte Morrel.

„Ja," erwiederte Noirtier.

„Und Sie wollen uns leiten?" rief der junge Mann aus. „Hören wir, Herr von Avrigny, hören wir!"

Noirtier schaute den unglücklichen Morrel mit einem melancholischen Lächeln an, mit jenem sanften Lächeln der Augen, welches Valentine so oft glücklich gemacht hatte, und spannte so seine Aufmerksamkeit. Nachdem er die Augen Morrel's an die seinigen so zu sagen genietet hatte, wendete er sie nach der Thüre.

„Wollen Sie, daß ich fortgehe, mein Herr?" rief Morrel schmerzlich aus.

„Ja," winkte Noirtier.

„Ach, ach! mein Herr, haben Sie doch Erbarmen mit mir!"

Die Augen des Greises blieben erbarmenlos auf die Thüre geheftet.

„Werde ich wenigstens wieder kommen dürfen?" — fragte Morrel.

„Ja."

„Soll ich allein fortgehen?"

„Nein."

„Wen muß ich mitnehmen? Den Herrn Staats-Anwalt?"

„Nein."

„Den Doctor?"

„Ja."

„Wollen Sie mit Herrn von Villefort allein bleiben?"

„Ja."

„Wird er Sie aber verstehen können?"

„O!" erwiederte Villefort, beinahe fröhlich darüber,

daß die Untersuchung unter vier Augen geschehen sollte, „o! seyen Sie unbesorgt, ich verstehe meinen Vater sehr gut.“

Und obgleich der Staatsanwalt dieß mit jenem von uns bezeichneten Ausdrucke von Freude sprach, klapperten doch seine Zähne heftig. Von Avrigny nahm Morrel's Arm, und zog den jungen Mann in das anstossende Zimmer. Es herrschte dann in diesem Hause eine tiefere Stille, als jene des Todes. Endlich, nach Verlauf einer Viertelstunde, ließ sich ein wankender Schritt vernehmen, und Villefort erschien auf der Schwelle des Salons, wo von Avrigny und Morrel standen, jener nachsinnend, dieser tiefgebeugt. „Kommen Sie!“ sagte er.

Und er führte sie zu Noirtier's Lehnstuhle. Morrel schaute dann aufmerksam Villefort an. Das Gesicht des Staatsanwaltes war erdfahl; breite, rostfarbene Flecken furchten seine Stirne; zwischen seinen Fingern kreischte eine tausendfältig gedrehte Feder, in Fetzen sich auszackend.

„Meine Herren,“ sagte er mit gekrampfter Stimme zu von Avrigny und Morrel, „meine Herren, Ihr Ehrenwort, daß das schreckliche Geheimniß in uns begraben bleibt?“

Die beiden Männer machten eine Bewegung.

„Ich beschwöre Sie darum!“ fügte Villefort bei.

„Aber der Strafbare!“ sagte Morrel, „der Mörder! der Giftmischer!...“

„Seyen Sie unbesorgt, mein Herr, Gerechtigkeit wird gehandhabt,“ versetzte Villefort. „Mein Vater hat mir den Namen des Strafbaren mitgetheilt; mein Vater

dürstet nach Rache, wie Sie, und doch beschwört mein Vater Sie, wie ich, das Geheimniß des Verbrechens zu bewahren. Nicht wahr, mein Vater?"

„Ja," erwiederte Noirtier entschlossen.

Morrel machte eine Bewegung des Entsetzens und der Ungläubigkeit.

„O!" rief Villefort aus, Maximilian bei dem Arme fassend, „o! mein Herr, wenn mein Vater, der unbeugsame Mann, den Sie kennen, diese Bitte an Sie stellt, so geschieht's, weil er weiß, seyen Sie unbesorgt, weil er weiß, daß Valentine schrecklich wird gerächt werden. Nicht wahr, mein Vater?"

Der Greis gab ein bejahendes Zeichen.

Villefort fuhr fort: „Er kennt mich, und ich habe ihm mein Wort verpfändet. Beruhigen Sie sich also, meine Herren; drei Tage, ich verlange drei Tage, das ist weniger, als die Justiz verlangen würde, und in drei Tagen wird die Rache, welche ich wegen des Mordes meines Kindes werde genommen haben, die gleichgültigsten Männer bis in die Tiefe ihres Herzens durchschaudern. Nicht wahr, mein Vater?"

Und diese Worte sprechend, knirschte er mit den Zähnen, und schüttelte die erstarrte Hand des Greises.

„Wird alles Versprochene gehalten werden, Herr Noirtier?" fragte Morrel, während von Avrigny mit dem Blicke fragte.

„Ja!" antwortete Noirtier mit einem Blicke Unheil verkündender Freude.

„Schwören Sie also, meine Herren," sagte Villefort, von Avrigny's und Morrel's Hände in einander

fügend, „schwören Sie, daß Sie Mitleiden mit der Ehre meines Hauses haben, und mir die Sorge überlassen werden, sie zu rächen?“

Von Avrigny wendete sich ab, und murmelte ein sehr schwaches Ja; aber Morrel riß seine Hand aus jener des Beamten, stürzte zum Bette hin, drückte seine Lippen auf Valentinens eisige Lippen, und entfloh mit dem langen Stöhnen einer in Verzweiflung vergehenden Seele.

Wir sagten, daß alle Diener verschwunden waren. Herr von Villefort war also genöthiget, von Avrigny zu bitten, die so zahlreichen und so delicaten Gänge zu besorgen, welche der Tod in unsern großen Städten veranlaßt, und vorzüglich der von so verdächtigen Umständen begleitete Tod. Noirtier betreffend, war es etwas Schreckliches, diesen Schmerz ohne Bewegung, diese Verzweiflung ohne Geberde, diese Thränen ohne Stimme zu sehen.

Villefort kehrte in sein Cabinet zurück; von Avrigny holte den Arzt der Mairie, welcher nach dem Verscheiden die Todtenbeschau vornimmt, und den man ziemlich energisch den Todtenarzt nennt. Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam Herr von Avrigny mit seinem Collegen zurück; man hatte die Hausthore geschlossen, und da der Portier mit den übrigen Dienern verschwunden war, mußte Villefort selbst öffnen. Aber er blieb auf dem Vorplatze stehen; er hatte den Muth nicht mehr, in das Todtenzimmer zu treten. Die beiden Doctoren gingen also allein zu Valentinen.

Noirtier war neben dem Bette, blaß wie der Tod, unbeweglich und stumm, wie er. Der Todtenarzt näherte sich mit der Gleichgültigkeit des Mannes, der die Hälfte seines Lebens bei Leichen zubringt, hob das Leintuch auf, welches das junge Mädchen bedeckte, und öffnete nur halb die Lippen desselben.

„O!" sagte von Avrigny, „das arme junge Mädchen ist wohl todt, wie Sie sehen."

„Ja," antwortete lakonisch der Arzt, indem er das Leintuch wieder fallen ließ, welches Valentinens Gesicht bedeckte.

Noirtier ließ ein dumpfes Röcheln vernehmen. Von Avrigny kehrte sich um; die Augen des Greises funkelten: der gute Doctor begriff, daß Noirtier sein Kind zu sehen verlange; er näherte sich dem Bette, und während der Todtenarzt die Finger in das Chlorwasser tauchte, welche die Lippen der Dahingeschiedenen berührt hatten, enthüllte er wieder dieses ruhige und bleiche Antlitz, welches jenes eines entschlummerten Engels zu seyn schien. Eine Thräne, die in Noirtier's Augenwinkel erschien, war der Dank, den der gute Doctor erhielt. Der Todtenarzt setzte sein Protokoll an einer Tischecke in Valentinens Zimmer auf, und entfernte sich nach dem Vollzuge dieser letzten Formalität, vom Doctor geleitet. Villefort hörte sie hinabgehen, und erschien wieder an der Thüre seines Cabinetes. Er dankte dem Arzte mit einigen Worten, und fragte, zu Herrn von Avrigny sich wendend: „Und nun der Priester?"

„Haben Sie einen Geistlichen, dem sie es vorzugsweise zu übertragen wünschen, bei Valentinen zu beten?" fragte von Avrigny.

„Nein," antwortete Villefort, „gehen Sie zum Nächsten."

„Der Nächste ist ein guter italienischer Abbé," bemerkte der Arzt, „der in das Haus neben dem Ihrigen einzog. Wollen Sie, daß ich ihn im Vorbeigehen in Kenntniß setze?"

„Herr von Avrigny," sagte Villefort, „haben Sie die Gefälligkeit, ich bitte Sie, den Herrn zu begleiten. Hier ist der Schlüssel, damit Sie nach Belieben kommen und gehen können. Sie werden den Priester mitbringen, und die Güte haben, in das Zimmer meines armen Kindes ihn zu führen."

„Wünschen Sie mit ihm zu sprechen, mein Freund?"

„Ich wünsche allein zu seyn. Sie werden mich entschuldigen, nicht wahr? Ein Priester muß alle Schmerzen begreifen, selbst den väterlichen Schmerz."

Und Herr von Villefort gab von Avrigny einen Hauptschlüssel, grüßte noch einmal den fremden Doctor, und kehrte in sein Cabinet zurück, wo er zu arbeiten begann. Für gewisse Organisationen ist die Arbeit ein Mittel gegen alle Leiden. In dem Momente, da sie auf die Straße traten, gewahrten sie einen Mann in einem Priesterrocke, der auf der Schwelle des anstossenden Hauses stand. „Da ist derjenige, von dem ich mit Ihnen sprach." sagte der Todtenarzt zu von Avrigny.

Von Avrigny trat zu dem Geistlichen hin. „Mein Herr," sagte er zu ihm, „wären Sie geneigt, einen großen Dienst einem unglücklichen Vater zu leisten, der so eben seine Tochter verlor, dem Herrn Staatsanwalte Villefort?"

„Ah! mein Herr," antwortete der Priester mit einer

ganz unverkennbaren italienischen Betonung, „ja, ich weiß es, der Tod ist in diesem Hause."

„Dann brauch' ich Ihnen nicht zu erklären, welche Art von Dienst er von Ihnen zu hoffen wagt?"

„Ich war im Begriffe, meine Dienste anzubieten, mein Herr," versetzte der Priester; „es ist unser Beruf, unsern Pflichten entgegen zu gehen."

„Es ist ein junges Mädchen."

„Ja, ich weiß es; ich erfuhr dieß von den Dienern, die ich aus dem Hause fliehen sah. Man sagte mir, daß sie Valentine hieß, und ich habe schon für sie gebetet."

„Ich danke, ich danke, mein Herr," entgegnete von Avrigny, „und da Sie Ihr heiliges Amt bereits auszuüben begannen, so belieben Sie, es fortzusetzen. Kommen Sie, um neben der Todten Platz zu nehmen, und eine ganze in Trauer versenkte Familie wird Ihnen dafür sehr dankbar seyn."

„Ich gehe hin, mein Herr," antwortete der Abbé, „und wage es zu sagen, daß es nie innigere Gebete geben wird, als die meinigen."

Von Avrigny nahm den Abbé bei der Hand, und führte ihn, ohne dem in sein Cabinet eingeschlossenen Villefort zu begegnen, in Valentinens Zimmer, die den Leichenmännern erst in der folgenden Nacht sollte überlassen werden. Indem er in das Zimmer trat, war Noirtier's Blick jenem des Abbé begegnet, und ohne Zweifel glaubte er darin etwas Besonderes zu lesen, denn er ließ ihn nicht mehr aus den Augen. Von Avrigny empfahl dem Priester nicht nur die Todte, sondern auch

den Lebenden, und der Priester versprach von Avrigny, Valentinen seine Gebete, und Noirtier seine Sorgfalt zu weihen. Der Abbé verpflichtete sich hiezu feierlich, und ohne Zweifel damit weder er in seinen Gebeten, noch Noirtier in seinem Schmerze gestört werde, schob er, so wie Herr von Avrigny das Zimmer verlassen hatte, die Riegel nicht nur an jener Thüre vor, durch welche der Arzt so eben hinausging, sondern auch an der andern Thüre, die zur Frau von Villefort führte.

Die Unterzeichnung Danglars.

Der folgende Tag brach traurig und wolkig an. Die Leichenmänner hatten während der Nacht ihren Dienst verrichtet, und die auf das Bett gelegte Leiche in das Grabtuch genäht, welches die Dahingeschiedenen schaurig drapirt, indem es sie, was man auch von der Gleichheit vor dem Tode sagen mag, mit einem letzten Zeugnisse des Luxus umgiebt, den sie während ihres Lebens liebten. Dieses Grabtuch war nichts Anderes, als ein Stück prächtiger Batist, den das junge Mädchen vierzehn Tage früher gekauft hatte.

Am Abende hatten zu diesem Zwecke herbeigerufene Männer Noirtier aus Valentinens Zimmer in das seinige getragen, und wider alle Erwartung der Greis keine Schwierigkeit erhoben, sich von der Leiche seines Kindes zu trennen.

Der Abbé Busoni hatte bis zum Tage gewacht, und mit Tagesanbruch sich nach Hause begeben, ohne Jemandem zu rufen. Gegen acht Uhr Morgens war

von Avrigny wieder gekommen; er war Villefort begegnet, der zu Noirtier ging, und hatte ihn begleitet, um zu erfahren, wie der Greis die Nacht zugebracht habe. Sie fanden ihn in dem großen Lehnstuhle, der ihm zum Bette diente, in einem süßen und fast lächelnden Schlafe ruhend. Beide blieben erstaunt auf der Schwelle stehen.

„Sehen Sie," sagte von Avrigny zu Villefort, der seinen entschlummerten Vater betrachtete, „sehen Sie, die Natur weiß die heftigsten Leiden zu beschwichtigen; man wird gewiß nicht sagen, daß Herr Noirtier seine Enkelin nicht liebte, und doch schläft er."

„Ja, und Sie haben Recht," antwortete Villefort mit Erstaunen; „er schläft, und dieß ist sehr auffallend, denn das mindeste Hinderniß hält ihn ganze Nächte lang wach."

„Der Schmerz hat ihn vernichtet," versetzte von Avrigny.

Und Beide erreichten nachsinnend das Cabinet des Staatsanwaltes.

„Sehen Sie, ich habe nicht geschlafen," sagte Villefort, indem er von Avrigny sein unberührtes Bett wies; „der Schmerz vernichtet mich nicht; seit zwei Nächten legte ich mich nicht zu Bette; dagegen aber, sehen Sie meinen Schreibtisch, schrieb ich, mein Gott! während dieser zwei Tage und dieser zwei Nächte! durchwühlte diesen Act, und setzte diese Anklage gegen den Mörder Benedetto auf! O Arbeit, Arbeit, meine Leidenschaft, meine Freude, meine Wuth, an Dir ist's, alle meine Leiden zu vernichten!" Und er drückte krampfhaft von Avrigny's Hand.

„Bedürfen Sie meiner?" fragte der Doctor.

„Nein," erwiederte Villefort; „nur kommen Sie wieder um eilf Uhr, ich bitte Sie; denn um Mittag geschieht die Abfahrt... Mein Gott! mein armes Kind! mein armes Kind!"

Und der Staatsanwalt, wieder Mensch geworden, schlug die Augen zum Himmel empor, und seufzte.

„Sie werden also im Empfangssalon bleiben?"

„Nein; ich habe einen Vetter, der sich mit dieser traurigen Ehre befaßt. Ich werde arbeiten, Doctor; wenn ich arbeite, verschwindet Alles."

In der That war der Doctor kaum vor der Thüre, als der Staatsanwalt schon wieder an der Arbeit saß. Auf der Freitreppe begegnete von Avrigny jenem Verwandten, von welchem Villefort mit ihm sprach, einer in dieser Geschichte wie in der Familie unbedeutenden Person, einem von jenen Wesen, die von Geburt aus die Bestimmung haben, sich auf der Welt zu Nützlichkeiten verwenden zu lassen. Er kam pünktlich, schwarz gekleidet, trug einen Flor am Arme, und hatte sich zu seinem Vetter mit einem selbstgemachten Gesichte begeben, das er so lange, als nöthig, zu behalten, und dann wieder abzulegen gedachte. Um eilf Uhr rollten die Wagen des Leichenzuges auf dem Pflaster des Hofes, und die Straße Faubourg-Saint-Honoré erdröhnte von dem Gemurmel der Menge, die gleich gierig ist nach den Freuden wie nach der Trauer der Reichen, und zu einer prunkhaften Beerdigung mit der nämlichen Hast rennt, wie zur Vermählung einer Herzogin.

Nach und nach füllte sich der Sterbesalon, und man

sah zuvörderst einen Theil unserer alten Bekanntschaften ankommen, nämlich Debray, Château=Renaud, Beauchamp, dann alle Illustrationen des Parketes, des Bureau, der Litteratur und der Armee; denn Herr von Villefort nahm weniger wegen seiner socialen Stellung, als wegen seines persönlichen Verdienstes, einen Rang erster Classe in der Pariserwelt ein. Der Vetter blieb an der Thüre, und ließ Jedermann eintreten, und für die Gleichgültigen, man muß es gestehen, war es eine große Erleichterung, hier ein gleichgültiges Gesicht zu sehen, welches von den Eingeladenen keine heuchlerische Physiognomie oder falsche Thränen verlangte, wie es ein Vater, ein Bruder, oder ein Verlobter gethan hätte. Jene, die sich kannten, grüßten sich mit dem Blicke, und gesellten sich in Gruppen. Eine von diesen Gruppen bestand aus Debray, Château=Renaud und Beauchamp.

„Das arme junge Mädchen!“ sagte Debray, indem er, wie es übrigens Jeder fast wider seinen Willen that, diesem schmerzlichen Ereignisse einen Tribut bezahlte, „das arme junge Mädchen, so reich, so schön! Hätten Sie dieß gedacht, Château=Renaud, als wir ... wie lange ist's her? vor drei Wochen oder höchstens vor einem Monate kamen, um jenen Contract zu unterzeichnen, der nicht unterzeichnet wurde?“

„Meiner Treue, nein,“ antwortete Château=Renaud.

„Kannten Sie sie?“

„Ich sprach ein paarmal mit ihr, unter anderm auf dem Balle der Frau von Morcerf; sie schien mir charmant, obgleich von einem etwas melancholischen Geiste. Wo ist die Stiefmutter? Wissen Sie es?“

„Sie verlebt den Tag bei der Frau jenes würdigen Herrn, der uns empfängt.“

„Wer ist er?“

„Wer?“

„Der Herr, welcher uns empfängt? Ein Deputirte?“

„Nein,“ versetzte Beauchamp; „ich bin verurtheilt, unsere Ehrenwerthen alle Tage zu sehen, und sein Kopf ist mir unbekannt.“

„Sprachen Sie von diesem Todesfalle in Ihrem Journal?“

„Der Artikel ist nicht von mir, aber man sprach davon; ich zweifle sogar, daß er dem Herrn Staatsanwalte angenehm sey. Es ist darin gesagt, glaub' ich, daß wenn vier Todesfälle nacheinander auf solche Art anderswo als in dem Hause des Herrn Staatsanwaltes eingetreten wären, der Herr Staatsanwalt gewiß sich mehr darum bekümmert hätte.“

„Uebrigens,“ äußerte Château-Renaud, „behauptet der Doctor von Avrigny, welcher der Arzt meiner Mutter ist, daß er im höchsten Grade betrübt sey. Doch wen suchen Sie denn, Debray?“

„Ich suche den Herrn von Monte-Christo,“ antwortete der junge Mann.

„Ich begegnete ihm auf dem Boulevard, als ich hierher kam. Ich glaube, daß er abzureisen gedenkt; er ging zu seinem Banquier,“ sagte Beauchamp.

„Zu seinem Banquier? Ist nicht Danglars sein Banquier?“ fragte Château-Renaud Debray.

„Ich glaube . . . ja,“ antwortete der geheime Secretär mit einer leichten Unruhe; „aber Herr von Monte-

Christo ist nicht der Einzige, welcher hier fehlt. Ich sehe Morrel nicht."

„Morrel! Kannte er sie?" fragte Château-Renaud.

„Ich glaube, daß er nur der Frau von Villefort vorgestellt wurde."

„Gleichviel, er hätte kommen sollen," bemerkte Debray; „wovon wird er heute Abend sprechen? Diese Beerdigung ist die Tagsneuigkeit, doch stille! da ist der Herr Minister der Justiz und des Cultus, der sich für verpflichtet erachten wird, dem in Thränen zerfließenden Vetter seine kleine Rede zu halten." Und die drei jungen Leute näherten sich der Thüre, um die kleine Rede des Herrn Ministers der Justiz und des Cultus zu vernehmen.

Beauchamp hatte die Wahrheit gesprochen; als er der Beerdigungseinladung folgte, war er Monte-Christo begegnet, der sich nach dem Hôtel von Danglars, Straße Chaussée d'Antin, verfügte. Der Banquier hatte von seinem Fenster aus den Wagen des Grafen in den Hof fahren sehen, und war ihm mit einem betrübten, aber freundlichen Gesichte entgegengegangen. „Wohlan, Graf," sagte er, Monte-Christo die Hand reichend, „Sie kommen, um mir Ihr Beileid zu bezeigen. Wahrhaftig, das Unglück ist in meinem Hause; so zwar, daß ich mich bei Ihrem Anblicke erforschte, um zu erfahren, ob ich den armen Morcerf's kein Unglück gewünscht habe, was das Sprichwort würde gerechtfertiget haben: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Nun denn, auf mein Wort, nein, ich wünschte Morcerf nichts Böses; er war vielleicht ein wenig hochmüthig für einen Emporkömmling, wie ich, und der Alles sich selbst ver-

dankte; aber Jeder hat seine Fehler. Ah! glauben Sie ja, Graf, die Leute unserer Generation . . . Doch um Vergebung, Sie gehören nicht zu unserer Generation, Sie sind ein junger Mann . . . Die Leute unserer Generation sind heuer nicht glücklich: dieß beweiset unser Puritaner von Staatsanwalt, dieß beweiset Saint-Villefort, der eben erst auch seine Tochter verlor. Fassen Sie also zusammen: Villefort, wie wir sagten, seine ganze Familie auf eine seltsame Weise verlierend; Morcerf, entehrt und getödtet; ich . . . höchst lächerlich geworden durch die Ruchlosigkeit jenes Benedetto, und dann . . ."

„Was dann?" fragte der Graf.

„Ach! Sie wissen es also nicht?"

„Irgend ein neues Unglück?"

„Meine Tochter . . ."

„Das Fräulein Eugenie?"

„Eugenie ist fort."

„O! mein Gott! was sagen Sie mir da!"

„Die Wahrheit, mein lieber Graf. Mein Gott, wie glücklich sind Sie, weder Frau noch Kinder zu haben!'

„Finden Sie dieß?"

„Ah! mein Gott!"

„Und Sie sagen, daß Fräulein Eugenie . . ."

„Sie konnte die uns von jenem Elenden zugefügte Schmach nicht ertragen, und bat mich um die Erlaubniß, zu reisen."

„Und sie ist abgereiset?"

„In der vorigen Nacht."

„Mit Madame Danglars?"

„Nein, mit einer Verwandten. Wir werden sie aber dennoch verlieren, diese liebe Eugenie; denn ich zweifle, daß sie bei Ihrem Charakter, wie ich ihn kenne, einwilliget, jemals nach Frankreich zurückzukommen!"

„Was wollen Sie, mein lieber Baron?" versetzte Monte-Christo; „Familienverdrießlichkeiten, Verdrießlichkeiten, die für einen armen Teufel vernichtend seyn würden, dessen Kind sein ganzes Vermögen wäre, aber erträglich für einen Millionär. Mögen die Philosophen sagen, was sie wollen, die praktischen Leute werden Sie hierin immer Lügen strafen; das Geld tröstet über viele Dinge, und Sie müssen schneller getröstet seyn, als irgend Jemand, wenn Sie die Heilkraft dieses souverainen Balsames zugeben, Sie, der Finanzkönig, der Durchschnittspunkt aller Gewalten."

Danglars warf einen Seitenblick auf den Grafen, um zu sehen, ob er spotte oder ernsthaft spreche. „Ja," äußerte er, „so viel ist richtig, daß ich, wenn das Vermögen tröstet, getröstet seyn muß; ich bin reich."

„So reich, mein lieber Baron, daß Ihr Vermögen den Pyramiden gleicht; wollte man sie zerstören, so würde man es nicht wagen, würde man es wagen, so könnte man es nicht."

Danglars lächelte über diese vertrauende Gutmüthigkeit des Grafen. „Dieß erinnert mich," erwiederte er, „daß ich bei Ihrem Eintritte im Begriffe war, fünf kleine Bons auszustellen; ich hatte bereits zwei davon unterzeichnet; wollen Sie mir erlauben, die drei übrigen zu fertigen?"

„Thun Sie es, mein lieber Baron, thun Sie es."

Es trat eine Pause des Schweigens ein, während welcher man die Feder des Barons kritzeln hörte, indessen Monte-Christo die vergoldeten Gesimse des Plafonds betrachtete. „Spanische Bons," fragte Monte-Christo, „Haitische Bons, neapolitanische Bons?"

„Nein," antwortete Danglars selbstgenügsam lächelnd, „Bons auf den Inhaber, Bons auf die Bank von Frankreich. Nun, Herr Graf," fügte er bei, „haben Sie, der Sie der Finanzkaiser sind, wie ich der Finanzkönig bin, viele Papierstückchen von dieser Größe gesehen, von denen jedes eine Million gilt?"

Monte-Christo nahm die fünf Papierstückchen, welche ihm Danglars hochmüthig reichte, in die Hand, wie um sie zu wägen, und las: „Der Herr Mitdirector der Bank beliebe auf meine Ordre, und von den von mir hinterlegten Fonds, die Summe von einer Million bezahlen zu lassen, Werth in Rechnung.

„Baron Danglars."

„Eins, zwei, drei, vier, fünf," sagte Monte-Christo; „fünf Millionen! Alle Wetter! Sie treiben es stark, Seigneur Crösus!"

„So betreibe ich die Geschäfte!" versetzte Danglars.

„Dieß ist wunderbar, vorzüglich wenn, woran ich nicht zweifle, diese Summe baar bezahlt wird."

„Dieß wird geschehen," sagte Danglars.

„Es ist schön, einen solchen Credit zu haben; wahrhaftig, solche Sachen sieht man nur in Frankreich, fünf Papierstückchen im Werthe von fünf Millionen, und man muß es sehen, um es zu glauben."

„Zweifeln Sie daran?"

„Nein.“

„Sie sagen dieß mit einem Tone... Nun, machen Sie sich das Vergnügen: begleiten Sie meinen Commis in die Bank, und Sie werden ihn mit Bons auf den Schatz zu gleichem Betrage herauskommen sehen.“

„Nein,“ sagte Monte-Christo, die fünf Anweisungen, zusammenlegend, „meiner Treue, nein; die Sache ist zu seltsam, und ich werde mich selbst davon überzeugen. Mein Credit bei Ihnen lautete auf sechs Millionen; hievon erhob ich neunmalhunderttausend Francs, Sie schulden mir also noch fünf Millionen einmalhunderttausend Francs. Ich nehme Ihre fünf Papierstückchen, die ich auf die bloße Ansicht Ihrer Unterzeichnung für gut halte, und hier ist eine Hauptquittung über sechs Millionen, die unsere Rechnung in Ordnung bringt. Ich hatte sie zum voraus aufgesetzt, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich heute sehr dringend Geld brauche.“

Und Monte-Christo steckte mit der einen Hand die fünf Anweisungen in seine Tasche, während er mit der andern dem Banquier seine Empfangsbescheinigung reichte. Wäre der Blitzstrahl zu den Füssen von Danglars niedergefahren, er hätte ihn mit keinem größeren Schrecken vernichtet. „Wie!“ stammelte er, „wie! Herr Graf, Sie nehmen dieses Geld? Doch um Vergebung, um Vergebung, es ist Geld, das ich den Spitälern schulde, ein Depot, und ich versprach, diesen Morgen zu bezahlen.“

„Ah!“ erwiederte Monte-Christo, „das ist etwas Anderes. Ich bin eben nicht auf diese fünf Anweisungen erpicht; bezahlen Sie mich in andern Werthen; nur der Seltsamkeit wegen nahm ich diese, um überall sagen

zu können, daß das Haus Danglars, ohne Aviso, ohne fünf Minuten Aufschub von mir zu verlangen, mir fünf Millionen baar bezahlt habe! Dieß wäre merkwürdig gewesen! Doch hier sind Ihre Papiere, ich wiederhole es: geben Sie mir andere dafür." Und er reichte Danglars die fünf Anweisungen, der, erdfahl, anfangs die Hand ausstreckte, wie ein Geier die Klaue durch die Eisenstäbe seines Käfiges streckt, um das Fleisch zurückzuhalten, das man ihm nimmt. Plötzlich besann er sich anders, machte eine heftige Anstrengung, und bezwang sich. Dann sah man das Lächeln nach und nach die Züge seines verstörten Gesichtes runden. „Im Grund ist Ihre Quittung Geld," sagte er.

„O! mein Gott, ja! und wenn Sie in Rom wären, würde das Haus Thomson und French eben so wenig Schwierigkeiten erheben, auf meine Quittung Sie zu bezahlen, als Sie selbst hiewegen erhoben haben."

„Um Vergebung, Herr Graf, um Vergebung!"

„Ich kann also dieses Geld behalten?"

„Ja," antwortete Danglars, den Schweiß trocknend, der aus den Wurzeln seiner Haare perlete, „behalten Sie es, behalten Sie es!"

„Monte-Christo steckte die fünf Anweisungen mit jener unübersetzbaren Physiognomiebewegung in seine Tasche, welche sagen will: „Ei, überlegen Sie; wenn es Sie reuet, ist's noch Zeit."

„Nein," äußerte Danglars, „nein, es bleibt dabei, behalten Sie meine Unterzeichnungen. Aber, Sie wissen es, es giebt keinen größeren Förmlichkeitsmann, als einen Geldmann; ich bestimmte dieses Geld für die Spitäler,

und hätte es zu stehlen geglaubt, gäbe ich ihnen nicht gerade dieses, als wäre ein Thaler nicht so viel werth, wie ein anderer. Entschuldigen Sie!" Und er begann schallend zu lachen, aber erzwungen.

„Ich entschuldige," antwortete Monte-Christo artig, „und stecke ein." Und er legte die Bons in sein Portefeuille.

„Wir haben aber noch eine Summe von einmalhunderttausend Francs," sagte Danglars.

„O! die Kleinigkeit!" entgegnete Monte-Christo; „das Agio muß beinahe so viel betragen; behalten Sie sie, und wir werden quitt seyn."

„Graf," fragte Danglars, „sprechen Sie ernstlich?"

„Mit den Banquiers scherze ich nie," antwortete Monte-Christo mit einem Ernste, der an Impertinenz streifte.

Und er ging der Thüre zu in dem Augenblicke, da der Kammerdiener meldete: „Herr von Boville, Generaleinnehmer der Spitäler."

„Meiner Treue," sagte Monte-Christo, „es scheint, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin, um Ihre Unterzeichnungen zu erhalten, um die man sich streitet."

Danglars erblaßte zum zweitenmale, und beeilte sich, vom Grafen Abschied zu nehmen. Der Graf von Monte-Christo wechselte eine ceremoniöse Begrüßung mit Herrn von Boville, der im Wartsalon sich befand, und, so wie Monte-Christo fort war, alsogleich in das Cabinet des Herrn Danglars geführt wurde. Man hätte das so ernste Gesicht des Grafen bei dem Anblicke des Portefeuille, welches der Herr Einnehmer der Spitäler in der Hand

hielt, mit einem flüchtigen Lächeln sich verklären sehen können. Vor der Thüre fand er seinen Wagen, und ließ sich sogleich nach der Bank fahren. Indessen ging Danglars, jede Gemüthsbewegung unterdrückend, dem Generaleinnehmer entgegen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß das Lächeln und die Artigkeit auf seinen Lippen stereotypirt waren. „Guten Morgen," sagte er, „mein lieber Gläubiger, denn ich wollte wetten, daß Sie als Gläubiger zu mir kommen."

„Sie haben es errathen, Herr Baron," erwiederte Herr von Boville; „die Spitäler erscheinen vor Ihnen in meiner Person; die Wittwen und Waisen bitten Sie um ein Almosen von fünf Millionen durch meine Hände."

„Und man sagt, daß die Waisen zu beklagen sind!" entgegnete Danglars, den Scherz verlängernd; „die armen Kinder!"

„Hier bin ich also in ihrem Namen," sagte Herr von Boville; „Sie mußten gestern meinen Brief erhalten?"

„Ja."

„Hier bin ich mit meiner Quittung."

„Mein lieber Herr von Boville," sagte Danglars, „Ihre Wittwen und Waisen werden, wenn es Ihnen beliebt, die Güte haben, vierundzwanzig Stunden lang zu warten, da Herr von Monte-Christo, den Sie so eben von hier fortgehen sahen ... Sie sahen ihn, nicht wahr?"

„Ja; nun denn?"

„Nun denn, Herr von Monte-Christo nahm Ihre fünf Millionen mit!"

„Wie so?"

„Der Graf hatte einen unumschränkten Credit auf mich, einen vom Hause Thomson und French in Rom eröffneten Credit; er kam, um eine Summe von fünf Millionen auf einmal von mir zu verlangen; ich gab ihm eine Anweisung auf die Bank; dort sind meine Fonds deponirt, und ich fürchtete, wie Sie begreifen, daß es dem Herrn Mitdirektor sehr sonderbar schiene, wenn ich am nämlichen Tage zehn Millionen von ihm zurücknähme. In zwei Tagen," fügte Danglars lächelnd bei, „ist's etwas Anderes."

„Warum nicht gar!" rief Herr von Boville mit dem Tone der vollständigsten Ungläubigkeit aus; „fünf Millionen diesem Herrn, der so eben fortging, und der mich im Fortgehen grüßte, als ob ich ihn kenne?"

„Vielleicht kennt er Sie, ohne daß Sie ihn kennen. Herr von Monte-Christo kennt Jedermann."

„Fünf Millionen!"

„Hier ist seine Quittung. Machen Sie es, wie der heilige Thomas: sehen Sie und berühren Sie."

Herr von Boville nahm das Papier, welches ihm Danglars reichte, und las: „Empfangen von Herrn Baron Danglars die Summe von fünf Millionen einmalhunderttausend Francs, für die er sich nach Belieben auf das Haus Thomson und French in Rom bezahlt machen wird."

„Meiner Treue, es ist wahr," sagte er.

„Kennen Sie das Haus Thomson und French?"

„Ja," antwortete Herr von Boville, „ich hatte ehedem ein Geschäft von zweimalhunderttausend Francs mit ihm, aber ich hörte seitdem nicht mehr von ihm sprechen."

„Es ist eines der besten Häuser in Europa," sagte Danglars, indem er auf seinen Schreibtisch nachlässig die Quittung warf, die er so eben aus den Händen des Herrn von Boville zurückempfangen hatte.

„Und er hatte also von Ihnen ganz einfach fünf Millionen zu beziehen? Ah! dieser Graf von Monte-Christo ist ja demnach ein Nabob?"

„Meiner Treue, ich weiß nicht, wer er ist, aber er hatte drei unbeschränkte Credite: einen auf mich, einen auf Rothschild, einen auf Laffite, und wie Sie sehen," fügte Danglars nachlässig bei, „gab er mir den Vorzug, indem er mir einmalhunderttausend Francs für das Agio ließ."

Herr von Boville gab alle Zeichen der höchsten Bewunderung. „Ich muß ihn besuchen," sagte er, „um irgend eine milde Stiftung für uns zu erwirken."

„O! es ist so viel, als ob Sie sie schon hätten; seine Almosen allein betragen monatlich mehr als zwanzigtausend Francs."

„Das ist herrlich; übrigens werde ich ihm das Beispiel der Madame Morcerf und ihres Sohnes citiren."

„Welches Beispiel?"

„Sie haben ihr ganzes Vermögen den Spitälern gegeben."

„Welches Vermögen?"

„Ihr Vermögen, jenes des verstorbenen Generals von Morcerf."

„Und aus welchem Grunde?"

„Aus dem Grunde, weil sie ein so schändlich erworbenes Vermögen nicht wollten."

„Von was werden sie leben?"

„Die Mutter zieht sich in die Provinz zurück, und der sohn läßt sich anwerben."

„Ei, ei!" sagte Danglars, „das sind Gewissensbedenken!"

„Ich ließ die Schenkungsurkunde gestern eintragen."

„Und wie viel besaßen sie?"

„O! nicht viel, zwölf= bis dreizehnmalhunderttausend Francs. Doch kommen wir auf unsere Millionen zurück."

„Gerne," erwiederte Danglars auf die natürlichste Weise von der Welt; „Sie brauchen also dieses Geld wohl dringend?"

„Ja wohl; die Untersuchung unserer Kassen geschieht morgen."

„Morgen! Warum sagten Sie das nicht gleich! Das ist ja ein Jahrhundert, morgen! Um wie viel Uhr wird diese Untersuchung vorgenommen?"

„Um zwei Uhr."

„Schicken Sie Mittags," sagte Danglars mit seinem Lächeln.

Herr von Boville antwortete nicht viel; er machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, und nahm sein Portefeuille wieder.

„Ei, da denk' ich eben daran," äußerte Danglars, „thun Sie Besseres."

„Was soll ich nach Ihrer Meinung thun?"

„Die Quittung des Herrn von Monte-Christo ist so viel werth, als Geld; tragen Sie dieselbe zu Rothschild oder Laffitte, sie werden sie auf der Stelle nehmen."

„Obgleich auf Rom rückzahlbar?"

„Gewiß; nur wird es Ihnen einen Abzug von fünf bis sechstausend Francs kosten."

Der Einnehmer machte einen Sprung rückwärts. „Meiner Treue! nein, ich will lieber bis morgen warten. Wie nobel Sie es geben!"

„Ich glaubte einen Augenblick, verzeihen Sie mir," versetzte Danglars mit der äußersten Unverschämtheit, „ich glaubte, Sie hätten ein kleines Deficit zu decken."

„Ah!" sagte der Einnehmer.

„Je nun, so etwas sah man, und in diesem Falle bringt man ein Opfer."

„Gott sey Dank, nein," äußerte Herr von Boville.

„Also morgen, nicht wahr, mein lieber Einnehmer?"

„Ja, morgen; aber ich darf mich darauf verlassen?"

„Ei, Sie spassen ja! Schicken Sie um Mittag, und die Bank wird in Kenntniß gesetzt seyn."

„Ich werde selbst kommen."

„Desto besser, da mir dieß das Vergnügen verschaffen wird, Sie zu sehen."

Sie drückten sich die Hand. „Apropos," fragte Herr von Boville, „gehen Sie denn nicht zur Beerdigung jenes armen Fräuleins von Villefort, der ich auf dem Boulevard begegnete?"

„Nein," antwortete der Banquier, „ich bin seit der Geschichte mit Benedetto noch ein wenig lächerlich, und mache mich unsichtbar."

„Pah! Sie haben Unrecht; ist's denn Ihre Schuld?"

„Hören Sie, mein lieber Einnehmer, wenn man einen fleckenlosen Namen hat, wie der meinige, ist man empfindlich."

„Jedermann bedauert Sie, seyen Sie überzeugt davon, und vorzüglich bedauert Jedermann Ihre Fräulein Tochter."

„Die arme Eugenie!" sagte Danglars mit einem tiefen Seufzer. „Sie wissen, daß sie in einen Orden tritt, mein Herr?"

„Nein."

„Ach! es ist leider nur all zu wahr. Am folgenden Tage nach dem Ereignisse entschloß sie sich, mit einer befreundeten Nonne abzureisen; sie sucht ein sehr strenges Kloster in Italien oder Spanien."

„O! das ist schrecklich!"

Und Herr von Boville entfernte sich nach diesem Ausrufe, indem er dem Vater wiederholte Beileidsbezeigungen machte. Allein er war kaum noch draußen, als Danglars mit einer Energie der Geberde, welche nur jene begreifen werden, die Robert Macaire durch Frédéric darstellen sahen, ausrief: „Dummkopf!" Und Monte-Christo's Quittung in ein kleines Portefeuille steckend, fügte er bei: „Komm Mittags; Mittags werde ich weit weg seyn."

Dann schloß er sich ein, den Schlüssel zweimal umdrehend, leerte alle Schubläden seiner Kasse, brachte ungefähr fünfzigtausend Francs in Banknoten zusammen, verbrannte verschiedene Papiere, legte andere klar vor Augen, und begann einen Brief zu schreiben, den er

versiegelte, und überschrieb: „An die Frau Baronin Danglars.“

„Heute Abend,“ murm te er, „werde ich ihn selbst auf ihre Toilette legen.“ Dann sagte er, einen Paß aus seiner Tasche ziehend: „Gut, er ist noch auf zwei Monate giltig.“

Der Kirchhof Père-Lachaise.

Herr von Boville war wirklich dem Leichenzuge begegnet, welcher Valentine in ihre letzte Behausung geleitete. Das Wetter war düster und wolkig; ein noch lauer, aber für die vergilbten Blätter bereits tödtlicher Wind riß sie von den nach und nach abgestreiften Zweigen, und machte, daß sie auf die unermeßliche Menge wirbelten, welche die Boulevards überfüllten. Herr von Villefort, ein ächter Pariser, hielt den Kirchhof Père-Lachaise für den allein würdigen, die sterbliche Hülle einer Pariserfamilie zu empfangen; die übrigen schienen ihm Landkirchhöfe, möblirte Hôtels des Todes. Nur in Père-Lachaise konnte ein Verstorbener von guter Gesellschaft anständig wohnen. Dort hatte er, wie gesagt, die Stätte für immer gekauft, auf welcher das von allen Mitgliedern seiner Familie so schnell bevölkerte Monument sich erhob. Man las auf dem Girbel des Mausoläums: Familien Saint-Méran und Villefort, denn dieß war der letzte Wunsch der armen Renata, Valentinens Mutter, gewesen.

Nach Père-Lachaise bewegte sich also der von der Vorstadt Saint-Honoré ausgegangene Prunkzug. Er

durchschritt ganz Paris, ging durch die Vorstadt du Temple, dann auf die äußern Boulevards bis zum Kirchhofe. Mehr als fünfzig Geleitswagen folgten zwanzig Trauerwagen, und hinter diesen fünfzig Wagen gingen noch mehr als fünfhundert Personen zu Fuß. Dieß waren fast lauter junge Leute, welche dieser Tod Valentinens wie ein Blitzstrahl traf, und die, ungeachtet der eisigen Erstarrung des Jahrhunderts und des Prosaismus der Epoche, dem poetischen Einflusse dieses schönen, keuschen, verehrungswürdigen, in seiner Blüthe hingerafften jungen Mädchens sich unterwarfen. Bei dem Austritte aus Paris sah man ein schnelles Gespann von vier Pferden ankommen, die plötzlich, ihre nervigen Kniekehlen wie stählerne Springfedern streckend, stille standen: Herr von Monte-Christo war's. Der Graf stieg aus seiner Kalesche, und mischte sich unter die Menge, welche dem Leichenwagen zu Fuß folgte. Château-Renaud gewahrte ihn; er stieg alsogleich aus seinem Halbwagen, und gesellte sich zu ihm. Auch Beauchamp verließ das Miethcabriolet, worin er sich befand. Der Graf schaute aufmerksam durch alle Zwischenräume, welche die Menge entstehen ließ: unverkennbar suchte er Jemand. Zuletzt hielt er es nicht mehr aus. „Wo ist Morrel?" fragte er. „Weiß Jemand von Ihnen, meine Herren, wo er ist?"

„Wir stellten uns diese Frage schon am Sterbehause," antwortete Château-Renaud, „denn Niemand von uns bemerkte ihn."

Der Graf schwieg, schaute aber fortwährend um sich. Endlich kam man auf dem Kirchhofe an. Monte-Chri-

sto's durchdringendes Auge sondirte mit einem Blicke die Anlagen von Eichenbäumen und Fichten, und verlor bald jede Besorgniß: ein Schatten glitt unter den düsteren Hagebuchen, und Monte-Christo hatte ohne Zweifel erkannt, was er suchte.

Man weiß, was eine Beerdigung auf dieser prachtvollen Leichenstätte ist: schwarze, in den weißen Alleen zerstreute Gruppen, ein Schweigen des Himmels und der Erde, gestört durch das Krachen einiger gebrochener Aeste, einiger eingedrückter, ein Grab umgebender Hecken; dann der melancholische Gesang der Priester, in welchen hier und da ein entschlüpftes Schluchzen aus einem Blumengebüsche sich mischt, unter dem man irgend ein Frauenzimmer sieht, schmerzgebeugt und mit gefalteten Händen. Der von Monte-Christo bemerkte Schatten schritt rasch durch das hinter dem Grabe von Heloise und Abälard befindliche Kreuzgehölz, stellte sich, mit den Leichendienern, an die Spitze der Pferde, welche den Sarg zogen, und kam so an die zum Begräbnisse gewählte Stätte. Jeder betrachtete etwas. Monte-Christo betrachtete nur diesen Schatten, welchen kaum jene sahen, die in seiner Nähe standen. Zweimal trat der Graf aus den Reihen, um zu sehen, ob die Hände dieses Mannes nicht etwas unter seinen Kleidern Verborgenes suchten. Als der Zug stille hielt, erkannte man in diesem Schatten Morrel, der, in seinem schwarzen, bis oben zugeknöpften Ueberrocke, mit erdfahler Stirne, hohlen Wangen, mit dem durch seine krampfhaften Hände zerknitterten Hute, an einen Baum sich gelehnt hatte, der auf einem das Mausoläum beherrschenden Hügel stand,

um so alle Einzelnheiten der Begräbnißceremonie zu sehen, welche stattfinden sollte. Alles nahm seinen gewöhnlichen Gang. Einige Männer, und, wie immer, waren es die am mindesten Ergriffenen, hielten Reden. Die Einen beklagten diesen frühen Tod; die Andern verbreiteten sich über den Schmerz ihres Vaters; es gab darunter genügend sinnreiche, um zu finden, daß dieses junge Mädchen mehr als einmal Herrn von Villefort für die Verbrecher gebeten hatte, über deren Haupte er das Schwert der Gerechtigkeit schwebend hielt; endlich erschöpfte man die blumigen Metaphern und die schmerzlichen Perioden, indem man auf alle Weise die Stanzen von Malherbe an Dupérier erläuterte. Monte-Christo hörte nichts, sah nichts, oder vielmehr sah er nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit ein furchtbares Schauspiel für denjenigen bildeten, der allein sagen konnte, was tief im Herzen des jungen Offiziers vorging.

„Sehen Sie," sagte plötzlich Beauchamp zu Debray, „das ist Morrel! Wie zum Teufel hat er sich dahin verkrochen?"

Und sie machten Château-Renaud auf ihn aufmerksam. „Wie bleich er ist!" sagte dieser schaudernd.

„Er friert!" versetzte Debray.

„Nein," äußerte Château-Renaud langsam; „ich glaube, daß er gerührt ist. Maximilian ist ein sehr eindrucksfähiger Mann."

„Pah!" bemerkte Debray, „er kannte das Fräulein von Villefort kaum. Sie sagten es selbst."

„Es ist wahr. Ich erinnere mich jedoch, daß er

auf jenem Balle bei Frau von Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf jenem Balle, auf dem Sie so große Wirkung hervorbrachten."

„Nein, ich weiß es nicht," antwortete Monte-Christo, ohne zu wissen, auf was oder wem er antwortete, da er beschäftiget war, Morrel zu überwachen, dessen Wangen sich beseelten, wie es jenen begegnet, die ihren Athem unterdrücken und zurückhalten.

„Die Reden sind zu Ende; adieu, meine Herren," sagte der Graf plötzlich.

Und er gab das Signal des Fortgehens, indem er verschwand, ohne daß man wußte, wohin er gegangen war. Die Begräbnißfeierlichkeit war vorüber, die Anwesenden kehrten nach Paris zurück. Nur Château-Renaud suchte einen Augenblick Morrel mit den Augen; aber während er dem Grafen nachschaute, der sich entfernte, hatte Morrel seinen Platz verlassen, und Château-Renaud war nach vergeblichem Suchen Debray und Beauchamp gefolgt. Monte-Christo hatte sich in ein Gebüsch begeben, und belauerte, hinter einem breiten Grabsteine versteckt, die mindeste Bewegung Morrel's, der nach und nach dem von Neugierigen, dann von Arbeitern verlassenen Mausoläum sich genähert hatte. Morrel schaute langsam und unbestimmt um sich, aber in dem Momente, da sein Blick den Theil des Kreises umfaßte, der dem seinigen gegenüber lag, näherte sich Monte-Christo wieder etwa um zehn Schritte, ohne gesehen worden zu seyn. Der junge Mann kniete sich nieder. Der Graf begann, gestreckten Halses, starren und gespannten Auges, mit gebogenen Kniekehlen, wie zum

Sprunge auf das erste Zeichen, sich Morrel wieder zu nähern. Morrel senkte seine Stirne bis auf den Stein, umschlang das Gitter mit seinen beiden Händen, und murmelte: „O! Valentine!"

Das Herz des Grafen brach bei dem Klange dieser beiden Worte; er machte wieder einen Schritt, und klopfte Morrel auf die Schulter. „Sie sind's, mein Freund," sagte er; „ich suchte Sie."

Monte-Christo erwartete einen Ausbruch, Vorwürfe, Beschuldigungen: er täuschte sich. Morrel wendete sich zu ihm um, und sagte mit dem Anscheine von Ruhe: „Sie sehen, ich betete!"

Und sein forschender Blick durchspähte den jungen Mann vom Kopfe bis zu den Füßen. Nach dieser Prüfung schien er ruhiger. „Soll ich Sie nach Paris zurückfahren?" fragte er.

„Nein, ich danke."

„Wünschen Sie sonst etwas?"

„Lassen Sie mich beten."

Der Graf entfernte sich, ohne eine einzige Einwendung zu machen, aber nur, um sich auf einen neuen Posten zu stellen, von wo aus er jede Geberde Morrel's bemerken konnte, der endlich wieder aufstand, seine durch den Stein weiß gewordenen Knie abstaubte, und wieder den Weg nach Paris einschlug, ohne ein einzigesmal umzuschauen. Er ging langsam die Straße de la Roquette hinab. Der Graf schickte seinen Wagen fort, der vor dem Thore des Kirchhofes stand, und folgte ihm auf hundert Schritte. Maximilian ging über den Canal, und über die Boulevards in die Straße Meslay. Fünf

Minuten nachdem die Thüre hinter Morrel sich geschlossen hatte, öffnete sie sich wieder für Monte-Christo. Julie war bei dem Eingange des Gartens, wo sie mit der größten Aufmerksamkeit dem Meister Peneton zusah, der, seine Profession ernstlich betreibend, von bengalischen Rosenstöcken Ableger machte. „Ah! Herr Graf von Monte-Christo," rief sie mit jener Freude aus, welche gewöhnlich jedes Mitglied der Familie äußerte, wenn Monte-Christo in der Straße Meslay Besuch machte.

„Maximilian ist so eben nach Hause gekommen, nicht wahr, Madame?" fragte der Graf.

„Ich glaube, daß ich ihn gehen sah," antwortete die junge Frau; „aber ich bitte Sie, rufen Sie Emmanuel."

„Um Vergebung, Madame, ich muß auf der Stelle zu Maximilian hinauf gehen," versetzte Monte-Christo, „da ich ihm etwas von höchster Wichtigkeit zu sagen habe."

„Gehen Sie also," erwiederte sie, und lächelte ihm anmuthig nach, bis er auf der Treppe verschwunden war.

Monte-Christo hatte bald die beiden Stockwerke erreicht, welche das Erdgeschoß von Maximilians Wohnung trennten; auf dem Vorplatze angekommen, horchte er; es ließ sich kein Geräusch vernehmen. Wie in den meisten alten, nur von einem einzigen Inhaber bewohnten Häusern, war der Vorplatz bloß durch eine Glasthüre geschlossen. Nur stack an dieser Glasthüre kein Schlüssel. Maximilian hatte sich eingeschlossen, aber es war unmöglich, durch die Thüre zu schauen, da ein

rothseidener Vorhang das Thürfenster verhüllte. Die Angst des Grafen gab sich durch eine lebhafte Röthe kund, ein bei diesem unempfindsamen Manne seltenes Symptom von Gemüthsaufregung. „Was ist zu thun?“ murmelte er. Und er sann einen Augenblick nach. „Schellen?“ fuhr er fort; „o! nein! oft beschleunigt der Klang einer Schelle, nämlich das Zeichen eines Besuches, den Entschluß derjenigen, welche sich in jener Lage befinden, in der Maximilian in diesem Augenblicke seyn muß, und dann antwortet dem Klange der Schelle ein anderer Klang.

Monte-Christo bebte vom Kopfe bis zum Fuße, und da sein Entschluß immer blitzschnell war, stieß er mit dem Elbogen gegen eine von den Scheiben der Glasthüre, die in Scherben zerbrach, hob dann den Vorhang auf, und sah Morrel, der, an seinem Schreibtische, eine Feder in der Hand, bei dem Klirren des zerbrochenen Glases, so eben von seinem Stuhle aufgesprungen war.

„Es ist nichts,“ sagte der Graf, „ich bitte tausendmal um Vergebung, mein lieber Freund; ich glitt aus, und stieß ausgleitend mit dem Elbogen an Ihr Fenster; da es zerbrach, will ich diesen Umstand benützen, um bei Ihnen einzutreten; lassen Sie sich nicht stören, lassen Sie sich nicht stören!“

Und den Arm durch das zerbrochene Fenster streckend, öffnete der Graf die Thüre. Morrel stand auf, offenbar unmuthig, und ging Monte-Christo entgegen, weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu verlegen.

„Meiner Treue, dieß ist die Schuld Ihrer Diener,“

äußerte Monte-Christo, indem er sich den Elbogen rieb, „Ihre Fußböden blitzen wie Spiegel.“

„Haben Sie sich verwundet, mein Herr?“ fragte Morrel kalt.

„Ich weiß es nicht. Aber was machten Sie denn da? Sie schrieben?“

„Ich?“

„Sie haben Dintenkleckse an den Fingern.“

„Es ist wahr,“ antwortete Morrel, „ich schrieb; dieß thu' ich bisweilen, obgleich ich Soldat bin.“

Monte-Christo machte einige Schritte in das Zimmer; Maximilian mußte ihn passiren lassen, folgte ihm aber. „Sie schrieben?“ fuhr Monte-Christo mit einem ermüdend durchforschenden Blicke fort.

„Ich hatte schon die Ehre, es Ihnen zu bejahen,“ entgegnete Morrel.

Der Graf warf einen Blick um sich her. „Ihre Pistolen liegen neben dem Schreibzeuge?“ sagte er, Morrel mit dem Finger die auf seinen Schreibtisch gelegten Waffen zeigend.

„Ich mache eine Reise,“ antwortete Maximilian unmuthig.

„Mein Freund!“ erwiederte Monte-Christo mit einer Stimme unendlicher Sanftheit.

„Mein Herr?“

„Mein Freund, mein lieber Maximilian, keine äußersten Entschlüsse, ich bitte Sie dringend darum!“

„Ich ... äußerste Entschlüsse!“ sagte Morrel, die Achseln zuckend; „in wie ferne, ich bitte Sie, ist eine Reise ein äußerster Entschluß?“

„Maximilian," entgegnete Monte-Christo, „legen wir Beide die Masken ab, die wir tragen. Maximilian, Sie täuschen mich eben so wenig mit dieser erkünstelten Ruhe, als ich Sie mit meiner frivolen Sorgfalt täusche. Sie begreifen wohl, nicht wahr? daß ich, um das zu thun, was ich that, um diese Scheiben einzudrücken, das Geheimniß des Zimmers eines Freundes zu verletzen, Sie begreifen, sag' ich, daß ich, um all das zu thun, eine wirkliche Besorgniß, oder vielmehr eine schreckliche Ueberzeugung haben mußte? Morrel, Sie wollen sich tödten."

„Gut!" sagte Morrel schaudernd. „Wie kommen Sie zu solchen Gedanken, Herr Graf?"

„Ich sage Ihnen, daß Sie sich tödten wollen," fuhr der Graf mit dem nämlichen Tone fort, „und hier ist der Beweis davon."

Und sich dem Schreibtische nähernd, hob er das weiße Blatt auf, welches der junge Mann auf einen begonnenen Brief geworfen hatte, und nahm den Brief. Morrel sprang vor, um ihn seinen Händen zu entreißen. Aber Monte-Christo sah die Bewegung vorher, und kam ihr zuvor, indem er Maximilian am Handgelenke faßte, und festhielt, wie die Stahlkette die Feder inmitten ihrer Bewegung festhält. „Sie sehen wohl, daß Sie sich tödten wollten, Morrel," sagte der Graf, „hier steht's geschrieben!"

„Wohlan," rief Morrel aus, ohne Einlenkung von dem Anscheine der Ruhe in den Ausdruck der Heftigkeit übergehend, „wohlan! wenn es so wäre, wenn ich beschlossen hätte, den Lauf dieser Pistole gegen mich zu

kehren, wer könnte mich daran hindern? Wer besäße den Muth, mich daran zu hindern? Wenn ich sagen werde: Alle meine Hoffnungen sind vernichtet, mein Herz ist gebrochen, mein Leben erloschen, es gibt nur Trauer und Ekel um mich her, die Erde ist Asche geworden, jede menschliche Stimme wird mir zur Qual? Wenn ich sagen werde: Es ist Mitleiden, mich sterben zu lassen, denn wenn Sie mich nicht sterben lassen, werde ich den Verstand verlieren, wahnsinnig werden; nun, sprechen Sie, mein Herr; wenn ich das sagen werde, wenn man sehen wird, daß ich es mit der Angst und den Thränen meines Herzens sage, wird man mir antworten: Sie haben Unrecht? Wird man mich verhindern, nicht der Unglücklichste zu seyn? Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie, werden Sie diesen Muth haben?"

„Ja, Morrel," antwortete Monte-Christo mit einer Stimme, deren Ruhe sonderbar mit der Exaltation des jungen Mannes kontrastirte; „ja, ich werde den Muth haben."

„Sie!" rief Morrel mit einem steigenden Ausdrucke des Zornes und der Vorwürfe; „Sie, der Sie mit einer absurden Hoffnung mich täuschten, Sie, der Sie mich zurückhielten, eingewiegt, eingelullt durch leere Verheißungen, da ich durch irgend einen Hauptstreich, durch irgend einen äußersten Entschluß sie hätte retten können, oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen; Sie, der Sie alle Hülfsquellen der Intelligenz affektiren, alle Kräfte der Materie; Sie, der Sie auf Erden die Rolle der Vorsehung spielen, oder vielmehr zu spielen vorgeben, und nicht einmal im Stande waren, einem

vergifteten jungen Mädchen ein Gegengift zu geben! Ah! wahrhaftig, mein Herr, Sie würden mir Mitleiden einflößen, wenn Sie mir nicht Abscheu einflößten!"

„Morrel . . ."

„Ja, Sie sagten zu mir, ich solle die Maske ablegen, wohlan, seyen Sie zufriedengestellt, ich lege sie ab. Ja, als Sie mir auf dem Kirchhofe folgten, hab' ich Ihnen noch geantwortet, denn mein Herz ist gut; als Sie hier eintraten, ließ ich Sie bis hierher kommen. Aber weil Sie mißbrauchen, weil Sie mir selbst in diesem Zimmer Trotz bieten, wohin ich mich zurückzog, wie in mein Grab, weil Sie mir eine neue Qual zufügen, der ich sie alle erschöpft zu haben glaubte, Graf von Monte-Christo, mein vorgeblicher Wohlthäter, Graf von Monte-Christo, universeller Retter, seyen Sie zufriedengestellt, Sie sollen Ihren Freund sterben sehen! . . ."

Und Morrel, mit dem Lachen des Wahnsinnes auf den Lippen, stürzte zum zweitenmale auf die Pistolen hin. Monte-Christo, blaß wie ein Gespenst, aber mit Blitze schleuderndem Auge, streckte die Hand nach den Waffen aus, und sagte zu dem Unsinnigen: „Und ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich nicht tödten werden!"

„Verhindern Sie mich doch daran!" versetzte Morrel mit einem letzten Schwunge, der sich, wie der erste, am Stahlarme des Grafen brach.

„Ich werde Sie daran verhindern!"

„Aber wer sind Sie denn eigentlich, um sich dieses tyrannische Recht über freie und denkende Wesen anzumaßen?" rief Maximilian aus.

„Wer ich bin?" wiederholte Monte-Christo. „Hören

Sie: ich bin der einzige Mensch auf Erden, der das Recht hat, zu Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn deines Vaters heute stirbt!" Und Monte-Christo, majestätisch, verklärt, erhaben, näherte sich, die beiden Arme gekreuzt, dem bebenden jungen Manne, der, wider seinen Willen, von der fast göttlichen Würde dieses Mannes überwunden, einen Schritt zurücktrat.

„Warum sprechen Sie von meinem Vater?" stammelte er, „warum mischen Sie die Erinnerung an meinen Vater in das, was mir heute begegnet?"

„Weil ich derjenige bin, der Ihrem Vater einst das Leben rettete, da er sich tödten wollte, wie Du Dich heute tödten willst; weil ich der Mann bin, der Deiner jungen Schwester die Börse sendete, und dem alten Morrel den Pharao; weil ich Edmund Dantès bin, auf dessen Knien Du als Kind spieltest!"

Morrel that noch einen Schritt zurück, taumelnd, athembeklommen, keuchend, vernichtet; dann verließen ihn plötzlich seine Kräfte, und er stürzte mit einem lauten Schrei zu Monte-Christo's Füßen hin. Dann entstand plötzlich in dieser vortrefflichen Natur eine Bewegung augenblicklicher und vollständiger Wiedergeburt; er erhob sich wieder, sprang zum Zimmer hinaus, stürzte zur Treppe, und rief mit der ganzen Stärke seiner Stimme: Julie! Julie! Emanuel! Emanuel!"

Auch Monte-Christo wollte forteilen, aber Maximilian hätte sich eher tödten, als die Angeln der Thüre fahren lassen, die er vor dem Grafen zumachte. Auf Maximilians Schrei eilten Julie, Emanuel, Peneton

und einige Diener erschrocken herbei. „Auf die Knie!“ rief er mit einer von Schluchzen erstickten Stimme, „auf die Knie! er ist der Wohlthäter, er ist der Retter unsers Vaters, er ist...“

Er wollte sagen: Er ist Edmund Dantès! Der Graf hielt ihn ab, indem er ihn bei dem Arme faßte. Julie stürzte auf die Hand des Grafen hin, Emanuel umarmte ihn wie einen Schutzgott, Morrel sank zum zweitenmale auf die Knie, und berührte den Boden mit seiner Stirne. Jetzt fühlte der eherne Mann sein Herz in seiner Brust sich erweitern, ein Strahl verzehrender Flamme schoß aus seiner Kehle in seine Augen, er neigte den Kopf und weinte! Es entstand in diesem Zimmer, einige Augenblicke lang, ein Einklang von Thränen und hochherzigem Stöhnen, der selbst den liebsten Engeln Gottes harmonisch scheinen mußte! Julie hatte sich kaum von der so eben empfundenen, so tiefen Gemüthsbewegung wieder erholt, als sie zum Zimmer hinauseilte, ein Stockwerk hinunterging, mit einer kindischen Freude in den Salon rannte, und die Krystallkugel aufhob, welche über die vom Unbekannten der Allee von Meillan geschenkte Börse gestülpt war. Inzwischen sagte Emanuel mit einer gebrochenen Stimme zum Grafen: „O! Herr Graf, warum haben Sie, da Sie uns so oft von unserm unbekannten Wohlthäter sprechen hörten, da Sie uns sein Andenken mit so viel Dankbarkeit und Verehrung umgeben sahen, bis heute gewartet, um sich zu erkennen zu geben? O! dieß ist Grausamkeit gegen uns, und ich möchte fast sagen, Herr Graf, gegen Sie selbst.“

„Hören Sie, mein Freund," erwiederte der Graf, „und ich kann Sie so nennen, denn Sie sind, ohne daß Sie es vermuthen, seit eilf Jahren mein Freund: die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein wichtiges Ereigniß herbeigeführt worden, das Sie nicht erfahren dürfen. Gott ist mein Zeuge, daß ich es mein ganzes Leben hindurch in die Tiefe meiner Seele zu vergraben wünsche; Ihr Schwager Maximilian hat es mir durch Heftigkeiten entrissen, die er bereut, dessen bin ich gewiß." Dann, als Monte-Christo sah, daß Maximilian seitwärts, aber immer noch knieend, auf einen Lehnstuhl sich geworfen hatte, fügte er ganz leise bei, auf eine bedeutungsvolle Art Emanuel's Hand drückend: „Wachen Sie über ihn!"

„Warum?" fragte der junge Mann erstaunt.

„Ich darf es Ihnen nicht sagen, aber wachen Sie über ihn."

Emanuel warf einen kreisförmigen Blick durch das Zimmer, und bemerkte Morrel's Pistolen. Seine Augen hefteten sich erschrocken auf diese Waffen, die er Monte-Christo bezeichnete, indem er langsam den Finger zu ihrer Richtung erhob. Monte-Christo neigte den Kopf. Emanuel wollte sich den Pistolen nähern. „Lassen Sie," sagte der Graf. Dann ging er zu Morrel, und nahm ihn bei der Hand; die tumultuarischen Bewegungen, welche das Herz des jungen Mannes erschüttert hatten, waren einer tiefen Betäubung gewichen. Julie kam wieder zurück; sie hielt die seidene Börse in der Hand, und zwei leuchtende und freudige Thränen rollten über ihre Wangen wie Morgenthautropfen. Hier

ist die Reliquie," sagte sie; „glauben Sie nicht, daß sie mir weniger theuer sey, seitdem der Retter uns bekannt wurde."

„Mein Kind," antwortete Monte-Christo erröthend, „erlauben Sie mir, diese Börse zurückzunehmen; seitdem Sie die Züge meines Gesichtes kennen, wünsche ich, in Ihrem Andenken nur durch das Wohlwollen zu leben, das mir zu schenken ich Sie bitte."

„O!" sagte Julie, die Börse an ihr Herz drückend, „nein, nein, ich bitte Sie inständig darum, denn eines Tages könnten Sie uns verlassen, eines Tages werden Sie uns leider verlassen, nicht wahr?"

„Sie haben es errathen, Madame," antwortete Monte-Christo lächelnd, „in acht Tagen werde ich dieses Land verlassen haben, worin so viele Leute, welche die Rache des Himmels verdienten, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Schmerz starb."

Seine nahe Abreise verkündend, hielt Monte-Christo seine Augen auf Morrel geheftet, und bemerkte, daß die Worte „werde ich dieses Land verlassen haben," vorübergingen, ohne Morrel aus seiner Erstarrung zu ziehen; er sah dann ein, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerze seines Freundes bestehen müsse, und die Hände Juliens und Emanuels fassend, die er vereinigte, indem er sie in die seinigen drückte, sagte er mit der sanften Auctorität eines Vaters zu ihnen: „Meine guten Freunde, lassen Sie mich allein bei Maximilian, ich bitte Sie."

Dieß war für Julie ein Mittel, diese kostbare Reliquie fortzutragen, von welcher Monte-Christo wieder zu

sprechen vergaß. Sie zog rasch ihren Gatten fort. — „Lassen wir sie beisammen," sagte sie.

Der Graf blieb bei Morrel, der unbeweglich wie eine Statue verweilte. „Nun," fragte der Graf, seine Schulter mit seinem Flammenfinger berührend, „wirst Du endlich wieder ein Mann, Maximilian?"

„Ja, denn ich beginne zu leiden."

Die Stirne des Grafen faltete sich, der mit einer düsteren Unschlüssigkeit zu kämpfen schien. „Maximilian! Maximilian!" sagte er, „die Gedanken, welche Du brütest, sind eines Christen unwürdig!"

„O! beruhigen Sie sich, Freund," versetzte Morrel, indem er den Kopf wieder erhob, und dem Grafen ein Lächeln voll unaussprechlicher Traurigkeit wies, „ich werde den Tod nicht mehr suchen."

„Also keine Waffen, keine Verzweiflung mehr?" fragte Monte-Christo.

„Nein, denn ich habe etwas Besseres, mich von meinem Grame zu heilen, als den Lauf einer Pistole, oder die Spitze eines Messers."

„Armer Wahnsinniger! was haben Sie denn?"

„Ich habe meinen Schmerz selbst, der mich tödten wird."

„Freund," erwiederte Monte-Christo mit gleicher Melancholie, „höre mich. Eines Tages, in einem Momente gleicher Verzweiflung, wie die Deinige, weil sie einen ähnlichen Entschluß herbeiführte, wollte ich mich tödten, wie Du; eines Tages wollte auch Dein Vater, ebenfalls verzweiflungsvoll, sich tödten. Wenn man zu Deinem Vater in dem Momente gesagt hätte, da er den Lauf der

Pistole an seine Stirne hielt; wenn man zu mir in dem Momente gesagt hätte, da ich von meinem Bette das Brod des Gefangenen entfernte, das ich seit drei Tagen nicht berührte; kurz, wenn man zu uns Beiden in diesem äussersten Momente gesagt hätte: Lebet! Ein Tag wird kommen, da Ihr glücklich seyn, und das Leben preisen werdet; woher immer die Stimme gekommen wäre, wir hätten sie mit dem Lächeln des Zweifels oder mit der Angst der Ungläubigkeit vernommen, und doch wie oft hat Dein Vater, Dich umarmend, das Leben gepriesen, wie oft ich selbst . . ."

„Ah!" rief Morrel aus, den Grafen unterbrechend, „Sie hatten nur Ihre Freiheit verloren, mein Vater hatte nur sein Vermögen verloren, und ich habe Valentinen verloren."

„Sieh mich an, Morrel," sagte Monte-Christo mit jener Feierlichkeit, die bei gewissen Gelegenheiten ihn so groß und so überzeugend machte, „sieh mich an, ich habe weder Thränen in den Augen, noch das Pochen der Trauer in meinem Herzen; dennoch seh' ich Dich leiden, Maximilian, Dich, den ich liebe, wie ich meinen Sohn lieben würde; wohlan, sagt Dir dieß nicht, Morrel, daß der Schmerz wie das Leben ist, und daß es jenseits desselben immer etwas Unbekanntes giebt? Nun aber, wenn ich Dich bitte, wenn ich Dir befehle, zu leben, Morrel, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß Du mir einst danken wirst, Dir das Leben erhalten zu haben."

„Mein Gott!" rief der junge Mann aus, „mein Gott! was sagen Sie mir da, Graf? Vielleicht haben Sie nie geliebt?"

„Kind!“ antwortete der Graf.

„In Liebe,“ erwiederte Morrel, „ich verstehe. Sehen Sie, ich bin ein Soldat, seitdem ich ein Mann bin; ich wurde neunundzwanzig Jahre alt, ohne zu lieben, denn keines von den Gefühlen, die bisher in mir auftauchten, verdient den Namen Liebe: wohlan, mit neunundzwanzig Jahren sah ich Valentine; ich liebe sie also beinahe seit zwei Jahren, beinahe seit zwei Jahren konnte ich alle Tugenden des Mädchens und der Frau durch die Hand Gottes selbst, in das für mich wie ein Buch offene Herz geschrieben lesen. Graf, mit Valentinen gab es für mich ein unendliches, unermeßliches, ungekanntes, für diese Welt allzu großes, allzu vollkommenes, allzu göttliches Glück, weil diese Welt es mir nicht gab; Graf, damit will ich Ihnen sagen, daß es ohne Valentinen für mich auf Erden nur Verzweiflung und Trostlosigkeit giebt.“

„Ich sagte Ihnen, Sie sollten hoffen, Morrel,“ wiederholte der Graf.

„Dann nehmen Sie sich in Acht, werde auch ich wiederholen,“ erwiederte Morrel, „denn Sie suchen mich zu überreden, und wenn Sie mich überreden, werden Sie bewirken, daß ich den Verstand verliere, werden Sie mich zu dem Wahne verleiten, daß ich Valentinen wieder sehen kann.“

Der Graf lächelte.

„Mein Freund, mein Vater,“ rief Morrel exaltirt aus, „nehmen Sie sich in Acht, sag' ich Ihnen zum Drittenmale wieder,“ äußerte Morrel, „denn die Gewalt, welche Sie über mein Gemüth ausüben, erschreckt

mich; nehmen Sie sich in Acht hinsichtlich des Sinnes Ihrer Worte, denn, sehen Sie, meine Augen beleben sich wieder, mein Herz entzündet sich wieder, und gewinnt neues Leben; nehmen Sie sich in Acht, denn Sie würden mich zu dem Glauben an übernatürliche Dinge bringen. Ich würde gehorchen, wenn Sie mir geböten, den Stein vom Grabmale aufzuheben, der die Tochter von Jaïre bedeckt; ich ginge auf den Wellen, wie der Apostel, wenn Sie mir mit der Hand ein Zeichen gäben, auf den Wellen zu gehen; nehmen Sie sich in Acht, ich würde gehorchen."

„Hoffe, Freund," wiederholte der Graf.

„Ah!" sagte Morrel, von der ganzen Höhe seiner Exaltation in den Abgrund der Traurigkeit zurückstürzend, „ah! Sie treiben Ihr Spiel mit mir; Sie machen es, wie jene guten Mütter, oder vielmehr wie jene selbstsüchtigen Mütter, die mit honigsüßen Worten den Schmerz ihres Kindes beschwichtigen, weil ihr Geschrei ihnen lästig ist. Nein, mein Freund, nein, ich hatte Unrecht, zu Ihnen zu sagen, sich in Acht zu nehmen; nein, fürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz mit so viel Sorgfalt in die tiefeste Tiefe meiner Brust vergraben, ich werde ihn so verschlossen, so geheim halten, daß Sie sich sogar die Mühe nicht mehr zu geben brauchen, ihn zu bemitleiden. Adieu! mein Freund, adieu!"

„Im Gegentheile," äußerte der Graf, „von dieser Stunde an, Maximilian, wirst Du bei mir und mit mir leben, Du wirst mich nicht mehr verlassen, und in acht Tagen wird Frankreich hinter uns liegen."

„Und Sie sagen immer noch, daß ich hoffen soll“

„Ich sage Dir, daß Du hoffen sollst, weil ich ein Mittel weiß, Dich zu heilen.“

„Graf, Sie betrüben mich, wo möglich, noch mehr. Sie sehen als Wirkung des Schlages, der mich trifft, nur einen banalen Schmerz, und glauben, mich durch ein banales Mittel zu heilen, durch die Reise.“ Und Morrel schüttelte den Kopf mit einer geringschätzigen Ungläubigkeit.

„Was soll ich Dir sagen?“ erwiederte Monte-Christo. „Ich hege Vertrauen auf meine Verheißungen; laß mich die Erfahrung machen.“

„Graf, Sie verlängern meinen Todeskampf, weiter nichts.“

„Schwaches Herz, das Du bist,“ versetzte der Graf, „Du hast also nicht die Kraft, Deinem Freunde einige Tage zur Probe zu geben, die er versucht! Nun, weißt Du, was Monte-Christo zu thun vermag? Weißt Du, daß er vielen irdischen Gewalten gebietet? Weißt Du, daß er Vertrauen genug auf Gott setzt, um von Demjenigen Wunder zu erwirken, der gesagt hat, daß der Mensch mit dem Glauben Berge versetzen könne? — Wohlan, erwarte dieses Wunder, das ich hoffe, oder...“

„Oder...“ wiederholte Morrel.

„Oder, nimm Dich wohl in Acht, Morrel, ich werde Dich undankbar nennen.“

„Haben Sie Erbarmen mit mir, Graf.“

„Ich habe solches Erbarmen mit Dir, Maximilian, höre, solches Erbarmen, daß, wenn ich Dich nicht in

einem Monate heile, Tag für Tag, Stunde für Stunde, merke Dir meine Worte wohl, Morrel, ich selbst Dich diesen gut geladenen Pistolen und einer Schale des sichersten Giftes Italiens gegenüber stellen werde, eines zuverlässigeren und rascheren Giftes, als jenes ist, welches Valentinen getödtet hatte."

„Sie versprechen es mir?"

„Ja, denn ich bin ein Mann, denn auch ich habe gelitten, denn auch ich wollte sterben, wie ich Dir sagte, und oft, selbst seitdem das Unglück sich von mir entfernt hat, träumte ich von den Wonnen des ewigen Schlafes."

„O! ganz gewiß versprechen Sie mir dieß, Graf?" rief Maximilian wonnetrunken aus.

„Ich verspreche Dir's nicht, ich schwöre Dir's," entgegnete Monte-Christo, die Hand ausstreckend.

„In einem Monate, auf Ihre Ehre, wenn ich nicht getröstet bin, lassen Sie mich frei über mein Leben verfügen, und Sie werden mich, was ich auch damit beginne, nicht undankbar nennen?"

„In einem Monate, Tag für Tag, Maximilian, in einem Monate, Stunde für Stunde, und das Datum ist heilig, Maximilian, ich weiß nicht, ob Du daran dachtest, wir haben heute den 5. September: es sind heute zehn Jahre, daß ich Deinen Vater rettete, welcher sterben wollte."

Morrel ergriff die Hand des Grafen, und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren, wie wenn er einsähe, daß diese Verehrung ihm gebühre.

„In einem Monate," fuhr Monte-Christo fort, „ Du an dem Tische, an welchem wir Beide sitzen we

gute Waffen und einen sanften Tod haben; dagegen aber versprichst Du mir, bis dahin zu warten und zu leben?“

„O! auch ich schwör' es Ihnen!“ rief Morrel aus.

Monte-Christo zog den jungen Mann an sein Herz, und hielt ihn lange umschlungen. „Und nun,“ sagte er zu ihm, „wirst Du von heute an bei mir wohnen; Du wirst die Gemächer von Haydée beziehen, und meine Tochter wenigstens durch meinen Sohn ersetzt werden.“

„Haydée!“ versetzte Morrel, — „was ist denn aus Haydée geworden?“

„Sie ist heute Nacht abgereiset.“

„Um Dich zu verlassen?“

„Um mich zu erwarten. Halte Dich also bereit, zu mir in die Strasse des Champs-Elyssées zu kommen, und mach', daß ich von hier ungesehen mich entfernen kann.“

Maximilian senkte den Kopf, und gehorchte wie ein Kind, oder wie ein Apostel.

Die Theilung.

In jenem Hôtel der Strasse Saint-Germain-des-Prés, welches Albert von Morcerf für seine Mutter und für sich gewählt hatte, war das erste Stockwerk, aus einer kleinen vollständigen Wohnung bestehend, an eine sehr geheimnißvolle Person vermiethet. Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht sogar der Portier niemals sehen konnte, weder wenn er kam, noch wenn er ging; denn im Winter vergrub er sein Kinn in eine von jenen rothen Halsbinden, wie sie die Kutscher aus gutem Hause

tragen, die ihre Herren am Ausgange der Schauspielhäuser erwarten, und im Sommer schnäuzte er immer genau in dem Momente, wo er, an der Loge vorübergehend, hätte bemerkt werden können. Man muß sagen, daß, gegen alle herkömmliche Sitte, dieser Bewohner des Hôtels von Niemanden belauert wurde, und daß das Gerücht, welches umlief, daß sein Incognito ein sehr hochgestelltes Individuum und von großem Einfluße verberge, sein geheimnißvolles Erscheinen achten machte. Seine Besuche waren gewöhnlich festgestellt, obgleich bisweilen verfrüht oder verspätet, aber fast immer, im Winter oder Sommer, geschah es gegen vier Uhr Nachmittags, daß er von seiner Wohnung Besitz nahm, worin er nie eine Nacht zubrachte. Im Winter ward um halb vier Uhr durch die discrete Magd Feuer gemacht, welche die Aufsicht über die kleine Wohnung führte, im Sommer, um halb vier Uhr, wurde von der nämlichen Magd Eis hinaufgetragen. Um vier Uhr, wie gesagt, kam die geheimnißvolle Person. Zwanzig Minuten nach ihr hielt ein Wagen vor dem Hôtel; eine schwarz oder dunkelblau gekleidete, aber immer in einem großen Schleier gehüllte Frau stieg aus, glitt wie ein Schatten an der Loge vorüber, und ging die Treppe hinauf, ohne daß man eine einzige Stufe unter ihrem leichten Fuße knarren hörte. Niemals ereignete es sich, daß man sie fragte, wohin sie gehe. Ihr Gesicht, so wie jenes des Unbekannten, war also den beiden Wächtern der Thüre vollkommen fremd, diesen Musterportieren, die vielleicht allein, in der großen Genossenschaft der Portiere der Hauptstadt, einer solchen Discretion fähig waren. Es bedarf

keiner Erwähnung, daß sie nicht höher stieg, als in das erste Stockwerk. Sie pochte an eine Thüre von einer sonderbaren Form; die Thüre ging auf, und verschloß sich dann wieder auf eine hermetische Weise, und Alles war vorüber. Bei dem Fortgehen aus dem Hôtel geschah das nämliche Manoeuvre, wie bei dem Eintreten. Die Unbekannte ging zuerst hinaus, immer verschleiert, und stieg wieder in ihren Wagen, der bald an einer, bald an der andern Ecke der Strasse verschwand; zwanzig Minuten nachher ging dann auch der Unbekannte fort, in seine Halsbinde vertieft, oder durch ein Taschentuch versteckt, und verschwand ebenfalls.

Am folgenden Tage nach dem Tage, an welchem der Graf von Monte-Christo Danglars einen Besuch gemacht hatte, am Tage von Valentinens Beerdigung, trat der geheimnißvolle Einwohner gegen zehn Uhr Morgens ein, anstatt, wie gewöhnlich, gegen vier Uhr Nachmittags. Fast alsogleich, und ohne Beobachtung des gewöhnlichen Zwischenraumes, kam ein Miethswagen an, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinauf. Die Thüre ging auf, und schloß sich wieder. Aber noch vor dem Schließen der Thüre hatte die Dame ausgerufen: „O, Lucien! o, mein Freund!" so daß der Portier, der, ohne es zu wollen, diesen Ausruf gehört hatte, nun zum Erstenmale erfuhr, daß sein Miethmann Lucien heiße; da er aber ein Musterportier war, so gelobte er sich, es nicht einmal seiner Frau zu sagen.

„Nun denn, was giebt's, liebe Freundin?" fragte jener, dessen Namen die Unruhe und Eile der verschleierten Dame geoffenbart hatte, „sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Mein Freund, kann ich auf Sie zählen?“

„Gewiß, und Sie wissen es wohl; aber was giebt's? Ihr Billet von diesem Morgen hat mich in eine schreckliche Bestürzung versetzt. Diese Hast, diese Unordnung Ihrer Schrift; nun, beruhigen Sie mich, oder erschrecken Sie mich völlig!“

„Lucien, ein großes Ereigniß!“ sagte die Dame, auf Lucien einen forschenden Blick heftend: „Herr Danglars ist heute Nacht abgereiset.“

„Abgereiset, Herr Danglars abgereiset! Und wohin ist er gereiset?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie! Sie wissen es nicht? Er ist also abgereiset, um nicht mehr zurückzukommen?“

„Ohne Zweifel! Um zehn Uhr Abends führten ihn seine Pferde an die Barrière von Charenton; dort fand er einen völlig bespannten Reisewagen; er stieg mit seinem Kammerdiener ein, indem er zu seinem Kutscher sagte, daß er nach Fontainebleau gehe.“

„Wohlan, was sagten Sie also?...“

„Warten Sie, mein Freund. Er ließ mir einen Brief zurück.“

„Einen Brief?“

„Ja, lesen Sie.“

Und die Baronin zog aus ihrer Tasche einen erbrochenen Brief, den sie Debray reichte. Debray zögerte einen Augenblick, bevor er ihn las, wie wenn er zu errathen gesucht hätte, was er enthalte, oder vielm[...] wenn er, was er auch enthalten möge, entschlosse[...] zum voraus einen Entschluß zu fassen. Nach

einiger Secunden war er mit seinen Gedanken im Reinen, denn er las. Hier folgt, was dieser Brief enthielt, der eine so große Unruhe in das Herz der Madame Danglars brachte:

„Madame und sehr treue Gattin!"

Ohne daran zu denken, hielt Debray inne, und schaute die Baronin an, die bis zu den Augen erröthete. „Lesen Sie!" sagte sie.

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, werden Sie keinen Gatten mehr haben! O! erschrecken Sie nicht gar zu sehr; Sie werden keinen Gatten mehr haben, wie Sie keine Tochter mehr haben werden, das heißt: daß ich auf einer der dreißig oder vierzig Straßen seyn werde, die aus Frankreich führen. Ich schulde Ihnen Erklärungen, und da Sie die Frau dazu sind, sie vollkommen zu begreifen, will ich sie Ihnen geben. Hören Sie also: Eine Rückzahlung von fünf Millionen ist mir diesen Morgen unvermuthet angesonnen worden; ich habe sie geleistet; eine andere zu gleichem Betrage folgte ihr fast unmittelbar; ich vertage sie auf morgen, und reise heute ab, um diesen Morgen zu vermeiden, das mir allzu unangenehm zu ertragen wäre. Sie begreifen dieß, nicht wahr, Madame und sehr werthvolle Gemahlin? Ich sage: „Sie begreifen," weil Sie meine Geschäfte eben so gut kennen, wie ich; Sie kennen sie sogar besser, als ich, da, wenn es sich darum handeln würde, zu sagen, wohin eine gute Hälfte meines Vermögens gekommen sey, das kürzlich noch so groß war, ich es nicht verte, während Sie, dessen bin ich gewiß, diese Aufvollständig lösen könnten. Denn die Frauen haben

Instinkte einer unfehlbaren Sicherheit; sie erklären durch eine Algebra, die sie erfunden haben, das Wunderbare selbst; ich, der ich nur meine Zahlen kenne, ich wußte von dem Tage an nichts mehr, da meine Zahlen mich täuschten. Haben Sie bisweilen die Schnelligkeit meines Sturzes bewundert, Madame? Waren Sie ein wenig von jener weißglühenden Schmelzung meiner Barren geblendet? Ich gesteh's, ich sah darin nur Feuer; hoffen wir, daß Sie wieder ein wenig Gold in der Asche fanden. Mit dieser tröstenden Hoffnung entferne ich mich, Madame und sehr vorsichtige Gemahlin, ohne daß mein Gewissen im Mindesten von der Welt mir vorwirft, Sie zu verlassen; es bleiben Ihnen Freunde, die erwähnte Asche, und zur Fülle des Glückes die Freiheit, die ich Ihnen zurückzugeben mich beeile. Jedoch ist der Moment gekommen, Madame, in diesem Paragraphe ein Wort vertraulicher Erläuterung anzubringen. So lange ich hoffte, daß Sie zum Wohle unseres Hauses, für das Vermögen unserer Tochter arbeiteten, schloß ich philosophisch die Augen; da Sie aber aus dem Hause eine große Ruine machten, will ich nicht zur Gründung des Vermögens eines Andern dienen. Ich nahm Sie als eine Reiche, aber wenig Geehrte. Verzeihen Sie mir, daß ich mit dieser Freimüthigkeit mit Ihnen spreche, da ich aber wahrscheinlich nur unter vier Augen mit Ihnen spreche, so sehe ich nicht ein, warum ich meine Worte schmincken sollte. Ich vergrößerte unser Vermögen, das länger als fünfzehn Jahre zunahm, bis zu dem Momente, da unbekannte und mir noch immer unbegreifliche Catastrophen, es umschlangen und niederstürzten, ohne daß

ich sagen kann, ich sey auf irgend eine Weise daran Schuld. Sie, Madame, haben nur gearbeitet, das Ihrige zu vergrößern, ein Unternehmen, das Ihnen gelungen ist, wovon ich moralisch überzeugt bin. Ich verlasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, als eine Reiche, aber wenig Geehrte.

„Leben Sie wohl. Auch ich werde, von heute an, auf meine Rechnung arbeiten. Glauben Sie an meine volle Dankbarkeit für das Beispiel, welches Sie mir gaben, und das ich befolgen will.

„Ihr sehr ergebener Gemahl,

„Baron Danglars."

Die Baronin war während dieses langen und peinlichen Vorlesens Debray mit den Augen gefolgt; sie hatte, ungeachtet seiner wohlbekannten Macht über sich selbst, den jungen Mann ein paarmal die Farbe wechseln sehen. Als er fertig war, legte er das Papier langsam in seine Falten, und nahm seine nachsinnende Stellung wieder an.

„Nun denn?" fragte Madame Danglars mit einer leicht begreiflichen Angst.

„Nun denn, Madame!" wiederholte Debray maschinenmäßig.

„Welchen Gedanken flößt Ihnen dieser Brief ein?"

„Er ist sehr einfach, Madame, er flößt mir den Gedanken ein, daß Herr Danglars mit Verdacht abgereiset ist."

„Ohne Zweifel; aber ist dieß Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Ich begreife nicht,“ erwiederte Debray mit einer eisigen Kälte.

„Er ist fort! fort! völlig! fort, um nie wieder zu kommen!“

„O!“ versetzte Debray, „glauben Sie dieß nicht, Baronin.“

„Nein, sag' ich Ihnen, er wird nicht zurückkommen; ich kenne ihn, er ist ein unerschütterlicher Mann in allen Entschlüssen, die von seinem Interesse ausgehen. Hätte er mich zu etwas nützlich erachtet, er würde mich mitgenommen haben. Er läßt mich in Paris, weil unsere Trennung seinen Projekten nützen kann; sie ist also unwiderruflich, und ich bin für immer frei,“ fügte Madame Danglars mit dem nämlichen bittenden Ausdrucke bei.

Aber anstatt ihr zu antworten, ließ sie Debray in dieser angstvollen Erforschung des Blickes und des Gedankens. „Wie!“ sagte sie endlich, „Sie antworten mir nicht, mein Herr?“

„Ich habe nur eine Frage an Sie zu stellen: was gedenken Sie zu thun?“

„Ich wollte Sie darum fragen,“ antwortete die Baronin mit pochendem Herzen.

„Ah!“ erwiederte Debray, „Sie verlangen also einen Rath von mir?“

„Ja, ich ersuche Sie um einen Rath,“ antwortete die Baronin mit bangem Herzen.

„Wenn Sie einen Rath von mir verlangen,“ äußerte der junge Mann kalt, „rathe ich Ihnen, zu reisen.“

„Zu reisen!“ murmelte Madame Danglars.

„Gewiß. Sie sind, wie Herr Danglars sagte, reich

und vollkommen frei. Eine Abwesenheit von Paris wird durchaus nothwendig seyn, wenigstens wie ich glaube, nach dem doppelten Aufsehen der abgebrochenen Heirath des Fräuleins Eugenie und des Verschwindens des Herrn Danglars. Die Hauptsache ist nur, daß Jedermann wisse, Sie seyen verlassen, und Sie für arm halte; denn man würde der Frau eines Bankerottirers ihren Ueberfluß und ein Leben auf großem Fuße nicht verzeihen. Für den ersten Fall genügt es, wenn Sie nur vierzehn Tage in Paris bleiben, Jedermann wiederholend, daß Sie verlassen seyen, und Ihren besten Freundinnen erzählend, die es in den Gesellschaften verbreiten werden, auf welche Art dieses Verlassen geschah. Ferner werden Sie Ihr Hôtel aufgeben, Ihre Juwelen darin zurücklassen, Ihr Witthum abtreten, und Jeder wird Ihre Uneigennützigkeit rühmen, und Ihr Lob verkünden. Dann wird man Sie für verlassen, für arm halten; denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage, und bin bereit, als loyaler Associé mit Ihnen abzurechnen."

Die Baronin, blaß, niedergedonnert, hatte diese Rede mit eben so viel Schrecken und Verzweiflung angehört, als Debray Ruhe und Gleichgültigkeit auf ihren Vortrag verwendete. „Verlassen!" wiederholte sie, „o! wohl verlassen. Ja, Sie haben Recht, mein Herr, und Niemand wird an meiner gänzlichen Verlassenheit zweifeln."

Dieß waren die einzigen Worte, welche diese so stolze und so heftig verliebte Frau Debray antworten konnte.

„Aber reich, sehr reich sogar," fuhr Debray fort, indem er sein Portefeuille zog, und einige Papiere auskramte, die es enthielt.

Madame Danglars ließ ihn gewähren, vollauf beschäftiget, das gewaltige Pochen ihres Herzens zu bewältigen, und die Thränen zurückzuhalten, die sie am Saume ihrer Wimpern hervorbrechen fühlte. Doch zuletzt gewann das Gefühl der Würde die Oberhand bei der Baronin, und wenn es ihr auch nicht gelang, ihr Herz zu bezwingen, so brachte sie es wenigstens dahin, keine Thräne zu vergießen.

„Madame," sagte Debray, „es sind ungefähr sechs Monate, daß wir uns associrten. Sie machten zu diesem Zwecke eine Fondseinlage von hunderttausend Francs. Im Monate April dieses Jahres geschah unsere Associrung. Im Mai begannen unsere Operationen. Im Mai gewannen wir viermalhundertfünfzigtausend Francs. Im Juni stieg der Gewinn auf neunmalhunderttausend. Im Juli fügten wir siebenzehnmalhunderttausend Francs bei, dieß ist, wie Sie wissen, der Monat der spanischen Bons. Im Beginne des Monates August verloren wir dreimalhunderttausend Francs; aber am 15. des Monates erholten wir uns wieder, und am Schlusse hatten wir unsern Verlust ersetzt, denn unsere Rechnung, vom Tage unserer Associrung bis gestern, wo ich sie beschloß, genau geführt, weiset uns ein Activum aus von zwei Millionen viermalhunderttausend Francs, das heißt: von zwölfmalhunderttausend Francs für Jedes von uns. Nun finden wir," fuhr Debray fort, sein Notizbuch mit der Methode und Ruhe eines Wechselagenten durchsuchend, „viermalhunderttausend Francs für die Interessen, welche die uns in Händen gebliebene Summe ertrug."

„Woher kommen diese Interessen," unterbrach ihn die Baronin, „da Sie dieses Geld nie rentirlich anlegten?"

„Ich bitte um Vergebung, Madame," antwortete Debray kalt: „ich besaß Ihre Ermächtigung, es rentierlich anzulegen, und ich machte von Ihrer Ermächtigung Gebrauch. Ihre Hälfte dieser Interessen beträgt also vierzigtausend Francs, ferner gebühren Ihnen die hunderttausend Francs erste Fondseinlage, sohin dreizehnmalhundertvierzigtausend Francs für Ihren Antheil. „Nun aber, Madame," fuhr Debray fort, „war ich so vorsichtig, vorgestern Ihr Geld zu mobilisiren; es ist nicht lange her, wie Sie sehen, und man hätte meinen mögen, daß ich vermuthete, Ihnen demnächst Rechnung ablegen zu müssen. Ihr Geld ist hier, halb in Banknoten, halb in Bons auf den Inhaber. Ich sage.. hier,.. und es ist wahr, denn da ich mein Haus nicht für sicher genug hielt, da ich die Notarien nicht verschwiegen genug fand, und die Besitzungen noch lauter sprechen, als die Notarien, da Sie endlich kein Recht haben, außerhalb der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, verwahrte ich diese ganze Summe, jetzt Ihr einziges Vermögen, in einer Kiste, die auf dem Boden dieses Schrankes eingenietet ist, und zur größeren Sicherheit machte ich selbst den Maurer. Hier sind nun, Madame," fuhr Debray fort, zuvörderst den Schrank öffnend, und dann die Kasse, „achthundert Banknoten, jede zu tausend Francs, die, wie Sie sehen, einem dicken, in Eisen gebundenen Album gleichen; ich füge dazu einen Rentencoupon von fünfundzwanzigtausend Francs, dann zur

Ausgleichung, die, glaub' ich, etwa einmalhundertzehntausend Francs beträgt, eine Anweisung auf Sicht an meinen Banquier, und da mein Banquier nicht Herr Danglars ist, so wird die Anweisung bezahlt werden, Sie dürfen unbesorgt seyn."

Madame Danglars nahm maschinenmäßig die Anweisung auf Sicht, den Rentencoupon und den Pack Banknoten. Dieses ungeheure Vermögen schien, hier auf einen Tisch hingebreitet, etwas sehr Geringfügiges. Madame Danglars nahm es mit trockenen Augen aber schluchzengeschwellter Brust, verschloß das Stahletui in ihrem Arbeitsbeutel, that den Rentencoupon und die Anweisung auf Sicht in ihr Portefeuille, und wartete stehend, stumm, auf ein süßes Wort, das sie trösten sollte, so reich zu seyn. Aber sie wartete vergebens.

„Jetzt, Madame," sagte Debray, „haben Sie eine herrliche Existenz, ungefähr sechszigtausend Livres Renten, was für eine Frau ungeheuer ist, die von nun an wenigstens ein Jahr lang kein Haus wird machen können. Dieß ist ein Privilegium zu allen Phantasien, welche Sie anwandeln werden, abgesehen davon, daß Sie, wenn Sie Ihren Antheil ungenügend finden, in Rücksicht des Vergangenen, das Ihnen entgeht, aus dem meinigen schöpfen können, Madame, und ich bin geneigt, Ihnen, o! unter dem Titel eines Darleihens, wohlverstanden, Alles anzubieten, was ich besitze, nämlich eine Million sechszigtausend Francs."

„Ich danke, mein Herr," versetzte die Baronin, „ich danke; Sie begreifen, daß Sie mir da weit mehr einhändigen, als eine arme Frau braucht, die von jetzt an

wenigstens lange Zeit in der Welt nicht mehr zu erscheinen gedenkt."

Debray war einen Augenblick erstaunt, faßte sich aber wieder, und sagte mit einer Geberde, die man durch die artigste Formel zum Ausdrucke des Gedankens übersetzen konnte. „Wie es Ihnen belieben wird!"

Madame Danglars hatte vielleicht bis jetzt noch etwas gehofft; als sie aber die unbekümmerte, Debray so eben entschlüpfte Geberde sah, und den Seitenblick, womit diese Geberde begleitet war, so wie die tiefe Verbeugung und das damit verbundene, bedeutungsvolle Schweigen, hob sie den Kopf wieder empor, öffnete die Thüre, und eilte ohne Wuth, ohne Erschütterung, aber auch ohne Unschlüssigkeit zur Treppe, indem sie es verschmähte, auch nur noch einen letzten Gruß an denjenigen zu richten, der sie auf solche Art fortgehen ließ.

„Bah!" sagte Debray, als sie fort war, „lauter schöne Projekte; sie wird in ihrem Hôtel bleiben, Romane lesen und Landsknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann." Und er nahm sein Notizbuch wieder, und strich mit der größten Sorgfalt die so eben bezahlten Summen aus. „Es bleibt mir eine Million sechszigtausend Francs;" sagte er. „Welch' ein Unglück, daß das Fräulein von Villefort gestorben ist! Dieses Mädchen entsprach mir in allen Beziehungen, und ich hätte es geheirathet."

Und mit seinem gewohnten Phlegma wartete er, bis Madame Danglars seit zwanzig Minuten fort war, um sich zu entschließen, ebenfalls fortzugehen. Während dieser zwanzig Minuten machte Debray Ziffern, seine Uhr zur

Seite. Jene teuflische Person, die jede Einbildungskraft mit mehr oder weniger Glück würde hervorgebracht haben, wenn nicht Lesage die Priorität in einem Meisterwerke erworben hätte, Asmodi, der die Dächer der Häuser weghob, um das Innere derselben zu sehen, würde durch Wegheben des Daches des kleinen Hôtels der Strasse Saint-Germain-des-Prés, in dem Momente, da Debray seine Ziffern machte, einen sonderbaren Anblick genossen haben. Oberhalb jenes Zimmers, worin Debray so eben mit Madame Danglars dritthalb Millionen getheilt hatte, war ein anderes Zimmer, gleichfalls von uns bekannten Personen bewohnt, welche eine genügend wichtige Rolle in den von uns erzählten Ereignissen spielten, um sie mit einigem Interesse wieder zu finden.

In diesem Zimmer waren Mercédès und Albert. Mercédès war seit einigen Tagen sehr verändert, nicht etwa, weil sie, selbst zur Zeit ihres größten Wohlstandes, jemals den hochmüthigen Prunk zur Schau gestellt hätte, der gegen alle Lagen sichtbar absticht und bewirkt, daß man die Frau nicht mehr erkennt, sobald sie in einfacheren Kleidern erscheint; auch nicht, weil sie in jenen Zustand von Verkümmerung herabgesunken wäre, wo man gezwungen ist, die Livrée des Elendes anzuziehen; nein, Mercédès war verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil endlich eine beständige Verlegenheit auf ihren Lippen das rasche Wort festhielt, das ehedem ein stets fertiger Geist sprühte. Nicht die Armuth hatte den Geist von Mercédès gewelkt, nicht Mangel an Muth, ihre Armuth ihr drückend gemacht. Mercédès, aus der Fülle herabgestiegen, in der sie lebte, in der neuen Sphäre

nicht heimisch, die sie wählte, wie jene Personen, die einen glänzend erleuchteten Palast verlassen, um plötzlich in die Finsterniß zu treten, Mercédès schien eine aus ihrem Palaste in eine Strohhütte herabgestiegene Königin, die, auf das unentbehrlich Nothwendige beschränkt, an dem Thongeschirre sich nicht wieder erkennt, das sie selbst auf den Tisch tragen muß, noch an dem ärmlichen Lager, statt ihres Bettes. In der That besaß die schöne Catalonierin oder die edle Gräfin weder mehr ihren stolzen Blick, noch ihr anmuthiges Lächeln, weil sie, auf ihre Umgebung schauend, nur betrübende Gegenstände sah: das Zimmer war mit einem Papiere grau auf grau tapeziert, wie es die ökonomischen Eigenthümer vorzugsweise wählen, da es am wenigsten schmutzt; der Boden hatte keinen Teppich, die Möbel zogen die Aufmerksamkeit auf sich, und zwangen den Blick, auf der Armuth eines falschen Luxus zu verweilen, kurz es gab da lauter Dinge, die durch ihre schreienden Farben die Harmonie störten, die den an ein elegantes Ganze gewöhnten Augen so nothwendig ist. Frau von Morcerf lebte hier, seitdem sie ihr Hôtel verlassen hatte; der Kopf schwindelte ihr bei dieser ewigen Stille, wie er dem Wanderer schwindelt, der am Rande eines Abgrundes ankommt; da sie bemerkte, daß Albert in jeder Minute sie heimlich anschaute, um auf den Zustand ihres Herzens zu schließen, hatte sie sich zu einem monotonen Lächeln der Lippen gezwungen, das, bei der Abwesenheit jener so milden Flamme des Lächelns der Augen, die Wirkung eines einfachen Widerstrahlens macht, nämlich einer Helle ohne Wärme. Albert seinerseits war nachsinnend, unbehaglich,

durch einen Rest von Luxus genirt, der ihn hinderte, in seine gegenwärtige Lage sich zu finden; er wollte ohne Handschuhe ausgehen, und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuß in der Stadt herumlaufen, und fand seine Stiefel zu gut gefirnißt. Dennoch war es diesen beiden so edlen und so intelligenten Wesen, durch das Band der mütterlichen und kindlichen Liebe unauflösbar verbunden, gelungen, sich zu verstehen, ohne von etwas zu sprechen und alle jene Vorkehrungen zu ökonomisiren, die man zwischen Freunden schuldig ist, um jene materielle Wahrheit zu begründen, von welcher das Leben abhangt. Albert konnte auch zu seiner Mutter sagen, ohne daß sie erblaßte: „Meine Mutter, wir haben kein Geld mehr."

Mercédès hatte wahrhaftig das Elend nie gekannt; sie hatte in ihrer Jugend selbst oft von der Armuth gesprochen; dieß ist aber nicht das Nämliche: Bedürfniß und Nothwendigkeit sind zwei sinnverwandte Worte, deren Zwischenraum eine ganze Welt ausfüllt. Bei den Cataloniern fühlte Mercédès das Bedürfniß von tausend Dingen, aber es gebrach ihr nie an gewissen andern. So lange die Netze gut waren, fing man Fische; so lange man Fische verkaufte, hatte man Garn, die Netze zu unterhalten. Und dann dachte man, von Freundschaft isolirt, bloß von einer Liebe erfüllt, die zu den materiellen Einzelnheiten der Lage nicht mitwirkte, an sich, Jeder an sich, nur an sich. Mercédès machte von dem Wenigen, was sie besaß, ihren Theil so edelmüthig als möglich; jetzt mußte sie zwei Theile machen, und zwar mit nichts. Der Winter nahte heran: Mercédès hatte in diesem leeren

und bereits kalten Zimmer, kein Feuer, während ehemals ein großer Ofen mit zahlreichen Röhren das Haus von den Vorzimmern bis zum Boudoir erwärmte; sie besaß keine armselige kleine Blume, während ihre Wohnung ein zu Goldpreisen ausgestattetes Treibhaus war! Aber sie besaß ihren Sohn . . . Die Exaltation einer vielleicht übertriebenen Pflicht, hatte sie bisher in den höheren Sphären gestützt. Die Exaltation ist fast Enthusiasmus, und der Enthusiasmus macht gegen irdische Dinge unfühlbar. Aber der Enthusiasmus hatte sich gelegt, und man mußte nach und nach aus dem Lande der Träume wieder in die Welt der Wirklichkeiten heruntersteigen. Nach der Erschöpfung alles Idealen mußte man endlich vom Positiven sprechen. „Meine Mutter,“ sagte Albert gerade in dem Momente, da Madame Danglars die Treppe hinabging, „zählen wir ein wenig alle unsere Reichthümer; ich bedarf einer Hauptsumme, um meine Pläne zu entwerfen.“

„Hauptsumme: nichts,“ erwiederte Mercédès mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Allerdings eine Hauptsumme, meine Mutter: vorläufig dreitausend Francs, und ich behaupte, mit diesen dreitausend Francs uns Beiden ein herrliches Leben zu verschaffen.“

„Kind!“ seufzte Mercédès.

„Ah! meine gute Mutter,“ sagte der junge Mann, „ich habe Ihnen leider Geld genug verschwendet, um den Werth desselben zu kennen. Dreitausend Francs, sehen Sie, das ist enorm, und ich habe auf diese Summe eine wunderbare Zukunft ewiger Sicherheit gebaut.“

„Sie sagen dieß, mein Freund," fuhr die arme Mutter fort; „aber vor Allem: nehmen wir diese dreitausend Francs an?" fragte Mercédès erröthend.

„Dabei bleibt's, dünkt mir," antwortete Albert mit einem festen Tone; „wir nehmen sie um so mehr an, da wir sie nicht haben, denn sie sind, wie Sie wissen, in dem Garten jenes kleinen Hauses der Allee von Meillan, zu Marseille, vergraben. Mit zweihundert Francs werden wir Beide nach Marseille reisen."

„Mit zweihundert Francs!" versetzte Mercédès; „wo denken Sie hin, Albert?"

„O! was dieß betrifft, hab' ich mich nach den Eilwagen und Dampfschiffen erkundiget, und meine Berechnung ist fertig. Sie bestellen Ihren Platz nach Châlons im Coupé; Sie sehen, meine Mutter, daß ich Sie als Königin behandle; dieß macht fünfunddreißig Francs."

Albert nahm eine Feder und schrieb: „Coupé, fünfunddreißig Francs, thut . . . 35 Frcs.

Von Châlons nach Lyon fahren Sie auf dem Dampfschiffe, sechs Francs, thut	6	„
Von Lyon nach Avignon wieder auf dem Dampfschiffe, sechszehn Francs, thut	16	„
Von Avignon nach Marseille, sieben Francs, thut	7	„
Ausgaben unter Weges, fünfzig Francs, thut	50	„
Summa . .	114	Frcs.

„Setzen wir hundertzwanzig an," fügte Albert lächelnd bei, „Sie sehen, daß ich großmüthig bin, nicht wahr, meine Mutter?"

„Aber Du, mein armes Kind?"

„Ich? Sehen Sie nicht, daß ich achtzig Francs für mich behalte? Ein junger Mann, meine Mutter, braucht nicht alle Bequemlichkeiten; zudem versteh' ich mich auf's Reisen."

„Mit Deiner Postkalesche und Deinem Kammerdiener?"

„Auf jede Art, meine Mutter."

„Wohlan, meinetwegen," sagte Mercédès; „aber diese zweihundert Francs?"

„Diese zweihundert Francs sind hier, und dann noch zweihundert andere. Sehen Sie, ich habe meine Uhr für zweihundert Francs verkauft, und die Angehänge für dreihundert: welch' ein guter Handel! Angehänge, die dreimal so viel werth sind, als die Uhr: immer jene famose Geschichte vom Ueberflusse! Wir sind also reich, weil Sie statt der hundertvierzehn Francs, deren Sie zu Ihrer Reise bedurften, zweihundertfünfzig haben."

„Aber wir schulden etwas in diesem Hôtel?"

„Dreißig Francs, aber ich zahle sie von meinen hundertfünfzig Francs: dabei bleibt's, und weil ich im Grunde nicht mehr als achtzig Francs zu meiner Reise brauche, so sehen Sie, daß ich im Ueberflusse schwimme. Aber dieß ist nicht Alles: was sagen Sie zu diesem, meine Mutter?"

Und Albert zog aus einem kleinen Notizbuche mit goldener Schließe, dem Ueberreste seiner ehemaligen Launen, oder vielleicht auch ein zärtliches Andenken von irgend einer jener geheimnißvollen und verschleierten Frauen, die an die kleine Thüre klopfen; Albert zog aus einem kleinen Notizbuche eine Banknote von tausend Francs.

„Was ist dieß?“ fragte Mercédès.

„Tausend Francs, meine Mutter. O! sie ist vollkommen ächt.“

„Aber woher hast Du diese tausend Francs?“

„Vernimm dieß, meine Mutter, und gerathe nicht allzu sehr in Gemüthsbewegungen.“

Und Albert stand auf, küßte seiner Mutter die beiden Wangen, und schaute sie an. „Sie haben keine Idee davon, meine Mutter, wie schön ich Sie finde!“ sagte der junge Mann mit einem innigen Gefühle kindlicher Liebe;“ Sie sind wahrhaftig die Schönste, wie Sie die Edelste der Frauen sind, die ich jemals sah!“

„Liebes Kind!“ erwiederte Mercédès, indem sie vergebens versuchte, eine Thräne zurückzuhalten, die in dem Winkel ihrer Wimper perlte.

„In der That, es fehlte Ihnen nur noch, unglücklich zu werden, um meine Liebe in Anbetung zu verwandeln.“

„Ich bin nicht unglücklich, so lange ich meinen Sohn habe,“ äußerte Mercédès; „ich werde nicht unglücklich seyn, so lang' ich ihn besitze.“

„Ah! recht,“ bemerkte Albert; „aber gerade hier beginnt die Prüfung, meine Mutter! Sie wissen, was verabredet ist?“

„Haben wir denn etwas verabredet?“ fragte Mercédès.

„Ja, es ist verabredet, daß Sie in Marseille wohnen, und ich nach Afrika gehe, wo ich, anstatt des abgelegten Namens, mir den Namen machen werde, den ich angenommen habe.“

Mercédès seufzte.

„Nun denn, meine Mutter, seit gestern bin ich bei den Spahis angeworben,“ fügte der junge Mann hinzu, die Augen mit einer gewissen Scham niederschlagend, denn er kannte selbst nicht das Erhabene seines Herabsinkens, „oder vielmehr ich glaubte, daß mein Leib wohl mein gehöre, und daß ich ihn verkaufen könnte: seit gestern bin ich Einstandsmann. Ich habe mich verkauft, wie man sagt, und,“ setzte er hinzu, indem er zu lächeln verursachte, „theurer, als ich werth zu seyn glaubte, nämlich für zweitausend Francs.“

„Also diese tausend Francs? . . . fragte Mercédès schaudernd.

„Sind die Hälfte der Summe, meine Mutter; die andere wird in einem Jahre kommen.“

Mercédès schlug die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke zum Himmel empor, und die beiden im Winkel ihrer Wimper zitternden Thränen, aus innerer Gemüthsaufregung überströmend, floßen stille über ihre Wangen hinab. „Der Preis seines Blutes!“ murmelte sie.

„Ja, wenn ich getödtet werde,“ sagte Morcerf lachend. „Aber ich versichere Ihnen, gute Mutter, daß ich im Gegentheile die Absicht habe, meine Haut grausam zu vertheidigen; ich fühlte nie so sehr Lust, zu leben, als jetzt.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief Mércèdes.

„Warum meinen Sie denn übrigens, daß ich getödtet werde? Ist Lamoricière, dieser zweite Ney des Südens, getödtet worden? Ist Changarnier getödtet

worden? Ist Bedeau getödtet worden? Ist Morrel, den wir kennen, getödtet worden? Denken Sie nur an Ihre Freude, meine Mutter, wenn Sie mich in meiner gestickten Uniform zurückkehren sehen werden! Ich erkläre Ihnen, daß ich herrlich darin auszusehen gedenke, und daß ich dieses Regiment aus Gefallsucht wählte."

Mercédès seufzte, indem sie fortwährend zu lächeln versuchte: diese vollkommene Mutter sah ein, daß es schlecht von ihr wäre, ihr Kind die ganze Last des Opfers tragen zu lassen.

„Nun denn," fuhr Albert fort, „Sie begreifen, meine Mutter, daß Ihnen schon mehr als viertausend Francs gesichert sind; mit diesen viertausend Francs werden Sie zwei Jahre lang gut leben."

„Glaubst Du?" fragte Mercédès. Diese Worte waren der Gräfin entschlüpft, und mit einem so wahren Schmerze, daß ihr eigentlicher Sinn Albert nicht entging; er fühlte sein Herz sich krampfen, nahm die Hand seiner Mutter, die er zärtlich in die seinigen drückte, und sagte: „Ja, Sie werden leben!"

„Ich werde leben," rief Mércèdes aus, „aber Du wirst nicht fortziehen, nicht wahr, mein Sohn?"

„Meine Mutter, ich werde fortziehen," erwiederte Albert mit einer ruhigen und festen Stimme; „Sie lieben mich zu sehr, um mich müssig und unnütz in Ihrer Nähe zu lassen; zudem hab' ich unterzeichnet."

„Du wirst nach Deinem Willen handeln, mein Sohn, ich werde nach Gottes Willen handeln."

„Nein, nicht nach meinem Willen, meine Mutter, sondern nach der Vernunft, nach der Nothwendigkeit.

Wir sind zwei tiefbetrübte Wesen, nicht wahr? Was ist jetzt das Leben für Sie? Nichts. Was ist das Leben für mich? O! sehr wenig ohne Sie, meine Mutter, glauben Sie es; denn ohne Sie, ich schwöre es Ihnen, hätte dieses Leben an demselben Tage aufgehört, an welchem ich an meinem Vater zweifelte, und seinen Namen verläugnete! Dennoch leb' ich, wenn Sie mir versprechen, wieder zu hoffen; wenn Sie mir die Sorge für Ihr künftiges Glück überlassen, verdoppeln Sie meine Kraft. Dann will ich dort unten den Gouverneur von Algier auffinden, er hat ein loyales Herz, und ist vorzüglich durch und durch Soldat; ich erzähle ihm meine traurige Geschichte, ich bitte ihn, die Augen bisweilen nach der Seite zu wenden, wo ich seyn werde, und wenn er Wort hält, wenn er mein Verhalten sieht, bin ich vor Ablauf von sechs Monaten Officier oder todt. Wenn ich Offizier bin, ist Ihr Schicksal gesichert, meine Mutter, denn ich werde Geld für Sie und mich haben, und überdieß einen neuen Namen, auf den wir Beide stolz seyn werden, weil er Ihr wahrer Name seyn wird. Wenn ich getödtet werde... wohlan, wenn ich getödtet werde, dann, liebe Mutter, werden Sie sterben, wenn es Ihnen beliebt, und unsere Mißgeschicke gerade in ihrem Uebermaaße ihr Ziel finden."

„Es ist gut," antwortete Mercédès mit ihrem edlen und beredten Blicke; „Du hast Recht, mein Sohn; beweisen wir gewissen Leuten, die auf uns schauen, und die unser Benehmen erwarten, um uns zu beurtheilen, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens würdig sind, bedauert zu werden."

„Aber keine traurigen Gedanken, liebe Mutter!“ rief der junge Mann aus; „ich schwöre Ihnen, daß wir sehr glücklich sind, oder es wenigstens werden können. Sie sind eine Frau voll Geist und zugleich voll Ergebung; ich bin in meinen Neigungen einfach geworden, und habe keine Leidenschaft mehr, hoff' ich. Bin ich einmal im Dienste, so bin ich reich; sind Sie einmal im Hause des Herrn Dantès, so sind Sie sorgenlos. Versuchen wir es! Ich bitte Sie darum, meine Mutter, versuchen wir es!“

„Ja, versuchen wir es, mein Sohn, denn Du mußt leben, Du mußt glücklich werden,“ erwiederte Mercédès.

„Also, meine Mutter, da ist nun unsere Theilung gemacht,“ fügte der junge Mann bei, eine große Ungezwungenheit affectirend. „Wir können heute noch abreisen. Nun, ich bestelle, wie gesagt, Ihren Platz.“

„Aber den Deinigen, mein Sohn?“

„Ich muß noch einige Tage bleiben, meine Mutter; dieß ist ein Trennungsanfang, und wir müssen uns daran gewöhnen. Ich bedarf einiger Empfehlungen, einiger Aufschlüsse über Afrika; ich werde in Marseille zu Ihnen kommen.“

„Nun denn, meinetwegen, reisen wir ab!“ versetzte Mercédès, in den einzigen Shawl sich hüllend, den sie mitnahm, und der zufällig ein schwarzer Cachemir von großem Werthe war; „reisen wir ab!“

Albert raffte eilig seine Papiere zusammen, schellte, um die dreißig Francs zu bezahlen, die er dem Besitzer des Hôtels schuldete, bot seiner Mutter den Arm, und ging die Treppe hinab. Jemand ging vor ihnen hinab;

als dieser Jemand das Anstreifen eines seidenen Kleides an das Geländer hörte, wendete er sich um. „Debray!" murmelte Albert.

„Sie, Morcerf!" antwortete der Secretär des Ministers, indem er auf der Stufe stehen blieb, auf welcher er sich befand.

Die Neugier war bei Debray mächtiger, als der Wunsch, das Incognito zu bewahren; zudem war er erkannt. Es schien wirklich pikant, in diesem unansehnlichen Hôtel den jungen Mann wieder zu finden, dessen unglückliches Geschick so eben in Paris ein so großes Aufsehen gemacht hatte.

„Morcerf!" wiederholte Debray. Als er dann im Halbdunkel die noch jugendliche Haltung und den schwarzen Shawl der Frau von Morcerf bemerkte, fügte er mit einem Lächeln hinzu: „O! Um Vergebung, ich verlasse Sie, Albert."

Albert verstand Debray's Gedanken. „Meine Mutter," sagte er, zu Mercédès sich umwendend, „das ist Herr Debray, Secretär des Ministers des Innern, mein ehemaliger Freund."

„Wie? ehemaliger?" stammelte Debray; „was wollen Sie damit sagen?"

„Ich sage dieß, Herr Debray," antwortete Albert, „weil ich jetzt keine Freunde mehr habe, und nicht mehr haben darf. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie die Güte hatten, mich zu erkennen, mein Herr."

Debray trat wieder zwei Stufen hinauf, und drückte dem jungen Manne herzlich die Hand. „Glauben Sie, mein lieber Albert," sagte er mit der ganzen Gemüths-

bewegung, deren er fähig war, „glauben Sie, daß ich innigen Antheil an dem Unglücke genommen habe, das Ihnen begegnet, und daß ich mich Ihnen in allen Beziehungen zur Verfügung stelle.“

„Ich danke, mein Herr,“ erwiederte Albert lächelnd; „aber ungeachtet dieses Unglückes sind wir reich genug geblieben, um nicht nöthig zu haben, uns an Jemand zu wenden; wir verlassen Paris, unsere Reise ist bezahlt, und uns bleiben noch fünftausend Francs.

Die Röthe stieg Debray in die Stirne, der eine Million in seinem Portefeuille hatte, und wie wenig poetisch auch dieser exacte Geist war, so konnte er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß im nämlichen Hause eben erst noch zwei Frauen waren, von denen die Eine, mit Recht entehrt, arm fortging mit fünfzehnmalhunderttausend Francs unter ihrem Mantel, und die Andere, mit Unrecht heimgesucht, aber erhaben in ihrem Unglücke, mit einigen Hellern sich reich fühlte. Diese Vergleichung verwirrte seine Höflichkeitsentwürfe; die Philosophie des Beispieles vernichtete ihn; er stammelte einige Worte allgemeiner Artigkeit, und ging rasch hinab. An diesem Tage hatten die Commis des Ministeriums, seine Untergebenen, von seinem verdrießlichen Humor viel zu leiden. Aber am Abende wurde er Eigenthümer eines sehr schönen Hauses, das auf dem Boulevard de la Madeleine lag, und eine Rente von fünfzigtausend Livres gewährte. Am andern Tage, zur Stunde, da Debray den Kaufsvertrag unterzeichnete, nämlich um fünf Uhr Abends, stieg Frau von Morcerf, nach einer zärtlichen Umarmung ihres Sohnes, und nachdem ihr Sohn

sie zärtlich umarmt hatte, in das Cabriolet des Eilwagens, dessen Schlag sich hinter ihr wieder schloß. Ein Mann war im Hofe der Messagerie Laffitte hinter einem jener Bogenfenster des Halbgeschoßes verborgen, die jedes Bureau überragen: er sah Mercédès in den Wagen steigen; er sah den Eilwagen abfahren; er sah Albert sich entfernen. Dann fuhr er mit der Hand über seine zweifelvolle Stirne, und sagte: „Ach! wie werde ich diesen beiden Unschuldigen das Glück wieder geben, das ich ihnen entzogen habe? Gott wird mir beistehen!“.

Die Löwengrube.

Jenes von den Quartieren der Force, worin die schweresten und gefährlichsten Verbrecher eingesperrt sind, heißt der Hof Saint-Bernard. Die Gefangenen haben ihm in ihrer energischen Sprache den Zunamen: „die Löwengrube“ gegeben, wahrscheinlich weil die Gefangenen Zähne haben, die oft die Gitterstangen und bisweilen die Wächter beißen. Es ist ein Gefängniß im Gefängnisse; die Mauern sind doppelt so dick, als die übrigen. Täglich untersucht ein Gefängnißpförtner sorgfältig die massiven Gitter, und man erkennt an der herkulischen Gestalt, an den kalten und grimmigen Blicken dieser Wächter, daß sie gewählt wurden, über ihr Volk durch den Schrecken und durch die Thätigkeit der Intelligenz zu herrschen. Der Gefängnißhof dieses Quartiers ist von ungeheuern Mauern umrahmt, auf welche die Sonne ihr schräges Licht wirft, wenn sie sich ent-

schließt, in diesen Abgrund von moralischen und physischen Häßlichkeiten zu dringen. Seit der Stunde des Aufstehens wandeln hier auf dem Pflaster sorgenvoll, verstört, erblassend, gleich Schatten, die Menschen, welche die Justiz unter dem Fallbeile, das sie wetzet, gebückt hält. Man sieht sie die Mauer entlang, welche die meiste Hitze einsaugt und zurückhält, lehnen, kauern. Da verweilen sie, paarweise plaudernd, öfter isolirt, unaufhörlich nach der Thüre schauend, die sich aufthut, um irgend Einem von den Bewohnern dieses traurigen Aufenthaltes zu rufen, oder eine neue, vom Schmelztiegel der Staatsgesellschaft ausgeworfene Schlacke in den Schlund zu schütten.

Der Hof Saint-Bernard hat sein besonderes Sprachzimmer; es ist ein langes Viereck, in zwei Theile getrennt durch zwei parallel, drei Fuß weit voneinander, dergestalt angebrachte Gitter, daß der Besucher dem Gefangenen die Hand nicht drücken, und ihm nichts geben kann. Dieses Sprachzimmer ist düster, feucht, und in jeder Beziehung schrecklich, vorzüglich wenn man an die furchtbaren Anvertrauungen denkt, die um diese Gitter schwirrten, und die eisernen Stangen mit Rost überzogen. Dennoch ist dieser Ort, wie gräßlich er auch seyn mag, das Paradies, wo in einer ersehnten, labenden Gesellschaft 'jene Menschen ihren Muth wieder stärken, deren Tage gezählt sind; selten verläßt man die Löwengrube, um anderswohin zu gehen, als zur Barrière Saint-Jacques, zum Bagno, oder in die einsame Gefängnißzelle!

In diesem von uns so eben geschilderten Hofe, der

von einer kalten Feuchtigkeit troff, spazierte, die Hände in den Taschen seines Rockes, ein junger Mensch, von den Bewohnern der Löwengrube mit großer Neugier betrachtet. Er hätte nach dem Schnitte seiner Kleidungsstücke für einen eleganten Mann gegolten, wären diese Kleidungsstücke nicht zerfetzt gewesen; sie waren jedoch nicht abgenützt worden; das feine und an den unverletzten Stellen seidene zarte Tuch nahm unter der streichelnden Hand des Gefangenen, der ein neues Kleid daraus zu machen versuchte, leicht seinen Glanz wieder an. Er wendete die nämliche Sorgfalt an, ein batistenes Hemd zu schließen, das seine Farbe seit seinem Eintritte in das Gefängniß bedeutend verändert hatte, und fuhr mit dem Zipfel eines mit Anfangsbuchstaben unter einer heraldischen Krone gestickten Taschentuches über seine gefirnißten Stiefel. Einige Pfleglinge der Löwengrube betrachteten mit markirtem Interesse die auserlesene Toilette des Gefangenen.

„Der Prinz da macht sich schön," sagte einer von den Dieben.

„Er ist natürlicher Weise sehr schön," äußerte ein Anderer, „und hätte er nur einen Kamm und Pommade, so würde er alle Herren mit weißen Handschuhen verdunkeln."

„Sein Anzug mußte ganz neu gewesen seyn, und seine Stiefel glänzen herrlich. Es ist für uns schmeichelhaft, daß wir solche Leute von gutem Stande zu Collegen haben, und diese Räuber von Gendarmen sind recht niederträchtig. Die Neidischen! eine Toilette wie diese zu zerreißen!"

„Es scheint, daß er ein Berüchtigter ist,“ bemerkte ein Anderer, „er hat Alles gethan... und großartig... Er kommt von dort unten so jung! o! das ist herrlich!...“

Und der Gegenstand dieser scheußlichen Bewunderung schien sich an den Lobsprüchen zu weiden, oder vielmehr am Dunste der Lobsprüche, denn er hörte die Worte nicht. Nach Beendigung seiner Toilette näherte er sich dem Schalter der Marketenderbude, an welchem ein Wächter lehnte: „Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „leihen Sie mir zwanzig Francs, Sie werden Sie bald bekommen; bei mir läuft man keine Gefahr. Bedenken Sie nur, daß ich von Eltern abstamme, die mehr Millionen besitzen, als Sie Pfennige haben. Ich bitte Sie um zwanzig Francs, damit ich eine besondere Wohnung im Gefängnisse nehme, und mir einen Schlafrock kaufe. Ich leide schrecklich, immer angezogen und in Stiefeln zu seyn... Welch' ein Kleid, mein Herr, für einen Prinzen Cavalcanti!“

Der Wächter kehrte ihm den Rücken, und zuckte die Achseln. Er lachte nicht einmal bei diesen Worten, welche alle Stirnen entrunzelt hätten; denn dieser Mann hatte ganz andere gehört, oder vielmehr immer das Nämliche.

„Gehen Sie,“ sagte Andrea, „Sie sind ein Mann ohne Gefühl, und ich werde machen, daß Sie Ihren Posten verlieren.“

Bei dieser Aeußerung kehrte sich der Wächter um, und brach in ein laut schallendes Gelächter aus. Dann näherten sich die Gefangenen und bildeten einen Kreis.

„Ich sage Ihnen," fuhr Andrea fort, „daß ich mit dieser erbärmlichen Summe mir ein anderes Kleid und ein Zimmer werde verschaffen können, um auf eine schickliche Weise den erlauchten Besuch zu empfangen, den ich von einem Tage zum andern erwarte."

„Er hat Recht! Er hat Recht!" sagten die Gefangenen. „Pardieu! man sieht wohl, daß er ein Mann von gutem Stande ist."

„Wohlan, leihet ihm die zwanzig Francs!" erwiederte der Wächter, indem er sich mit seiner andern colossalen Schulter anlehnte; „seyd Ihr dieß nicht einem Kameraden schuldig?"

„Ich bin nicht der Kamerad dieser Leute," versetzte der junge Mann stolz; „beleidigen Sie mich nicht, Sie haben kein Recht dazu!"

„Hört Ihr es?" fragte der Wächter mit einem boshaften Lächeln, „er geht sauber mit Euch um; leiht ihm doch zwanzig Francs . . . he?"

Die Diebe schauten sich mit dumpfem Murren an, und ein mehr noch durch die Herausforderung des Wächters als durch Andrea's Worte erhobener Sturm, begann gegen den aristokratischen Gefangenen zu grollen. Der Wächter, überzeugt, das „quos ego" zu machen, wenn die Wogen allzu tumultarisch werden sollten, ließ sie nach und nach steigen, um dem zudringlichen Ansucher einen Streich zu spielen, und sich im Laufe der langen Wache seines Tagewerkes eine Unterhaltung zu verschaffen. Schon näherten sich die Diebe Andrea; die Einen riefen: „Die Schlarfe! Die Schlarfe!"

Diese grausame Operation besteht darin, einen in

die Ungnade dieser Herren gefallenen Collegen braun und blau zu schlagen, nicht mit der Schlarfe, sondern mit eisenbeschlagenen Schuhen. Andere schlugen den Aal vor, eine andere Art von Unterhaltung, die darin besteht, ein zusammengedrehtes Taschentuch mit Sand, mit Kieselsteinen, mit dicken Sous, wenn sie welche haben, zu füllen, und dieses Taschentuch lassen die Henker wie eine Geißel auf die Schultern und auf den Kopf des armen Sünders sausen.

„Peitschen wir den schönen Herrn," sagten einige Andere, „den Herrn Ehrenmann!"

Doch Andrea wendete sich zu ihnen um, blinzelte mit dem Auge, schwellte seine Wange mit seiner Zunge, und ließ jenes Schnalzen der Lippen vernehmen, welches unter den auf das Schweigen beschränkten Banditen die Stelle von tausend Zeichen des Einverständnisses vertritt. Es war ein Freimaurerzeichen, das er von Caderousse lernte. Sie erkannten einen von den Ihrigen. Alsogleich senkten sich die Taschentücher wieder; die eisenbeschlagene Schlarfe kehrte an den Fuß des Hauptthenkers zurück. Man hörte einige Stimmen verkünden, daß der Herr Recht habe, daß der Herr nach seiner Art rechtschaffen seyn könne, und daß die Gefangenen das Beispiel der Meinungsfreiheit geben wollten. Der Aufstand fuhr zurück. Der Wächter war darob dergestalt verblüfft, daß er Andrea alsogleich faßte, und ihn zu durchsuchen begann, indem er irgend einer ausdrucksvolleren Kundgebung, als der Verblendung, diese plötzliche Sinnesänderung der Bewohner der Löwengrube zuschrieb. Andrea ließ es, nicht ohne zu protestiren, geschehen.

Plötzlich erscholl eine Stimme am Schalter: „Benedetto!" rief ein Inspector.

Der Wächter ließ seine Beute fahren. „Man ruft mir!" sagte Andrea.

„In's Sprachzimmer!" äußerte die Stimme.

„Sehen Sie, man besucht mich. Ah! mein lieber Herr, Sie werden sehen, ob man einen Cavalcanti wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln kann!"

Und Andrea stürzte, wie ein finsterer Schatten im Hofe dahin schwebend, durch das halbgeöffnete Pförtchen, und ließ seine Collegen und selbst den Wächter verwundert zurück. Man rief ihm wirklich in das Sprachzimmer, und man darf hiewegen nicht weniger erstaunen, als Andrea selbst; denn der listige junge Mann hatte, seit seinem Eintritte in die Force, anstatt wie die meisten Leute von der Rechtswohlthat Gebrauch zu machen, zu schreiben, um seine Reclamirung zu veranlassen, das stoischeste Schweigen beobachtet.

„Ich bin offenbar durch irgend einen Mächtigen beschützt," sagte er; „Alles beweiset es mir: dieses plötzliche Vermögen, diese Leichtigkeit, mit der ich alle Hindernisse aus dem Wege räumte, eine improvisirte Familie, ein erlauchter, mein Eigenthum gewordener Name, der Goldregen bei mir, die meinem Ehrgeize verheissenen, herrlichsten Verbindungen. Eine unglückliche Vergessenheit meines Glückes, eine Abwesenheit meines Beschützers hat mich in's Verderben gestürzt, ja, aber nicht unbedingt, nicht auf immer! Die Hand zog sich auf einen Augenblick zurück, sie wird sich in dem Momente nach mir ausstrecken und mich von Neuem ergreifen, da ich auf

dem Punkte mich wähnen werde, in den Abgrund zu stürzen. „Warum sollte ich einen unvorsichtigen Schritt wagen? Ich würde mir vielleicht den Beschützer entfremden! Es giebt zwei Mittel für ihn, mich aus der Verlegenheit zu ziehen: die geheimnißvolle Flucht, mit Gold erkauft, und eine Nöthigung der Richter, um meine Lossprechung zu erwirken. Ich will warten, bevor ich spreche, bevor ich handle, bis ich den Beweis besitze, daß man mich völlig verlassen hat, und dann..."

Andrea hatte einen Plan entworfen, den man für geschickt halten kann; der Elende war unerschrocken in Bezug auf den Angriff, und hartnäckig hinsichtlich der Vertheidigung. Er hatte das Elend des gemeinschaftlichen Gefängnisses, die Entbehrungen aller Art ertragen, jedoch das Naturell, oder vielmehr die Gewohnheit, nach und nach die Oberhand wieder gewonnen. Es fiel Andrea schwer, entblößt, schmutzig, hungrig zu seyn; es währte ihm zu lange. In diesem Momente von Langeweile berief ihn die Stimme des Inspektors in das Sprachzimmer. Andrea fühlte sein Herz vor Freude hüpfen. Es war zu früh, als daß es der Besuch des Instructionsrichters seyn konnte, und zu spät zu einem Aufrufe von Seite des Gefängnißdirectors oder des Arztes: es war also der erwartete Besuch.

Hinter dem Gitter des Sprachzimmers, wohin Andrea geführt wurde, gewahrte er mit seinen von gespannter Neugier aufgesperrten Augen, das düstere und intelligente Gesicht des Herrn Bertuccio, der ebenfalls mit einem schmerzlichen Erstaunen die Gitter, die verriegelten Thüren, und den Schatten betrachtete, welcher sich hinter den gekreuzten Eisenstangen hin und her bewegte.

„Ah!" sagte Andrea ergriffen.

„Guten Tag, Benedetto," erwiederte Bertuccio mit seiner hohlen und sonoren Stimme.

„Sie! Sie!" sagte der junge Mann, mit Schrecken um sich schauend.

„Du kennst mich nicht mehr," versetzte Bertuccio, „unglückliches Kind!"

„Stille, stille doch!" sagte Andrea, der das feine Gehör dieser Wände kannte; „mein Gott, mein Gott, sprechen Sie nicht so laut!"

„Du wolltest mit mir sprechen, nicht wahr," fragte Bertuccio, „unter vier Augen?"

„O! ja!" antwortete Andrea.

„Gut." Und Bertuccio, in seiner Tasche suchend, winkte einem Wächter, den man hinter dem Fenster des Pförtleins erblickte. „Lesen Sie!" sagte er.

„Was ist dieß?" fragte Andrea.

„Der Befehl, Dich in ein Zimmer zu führen, Dich darin einzuweisen, und mich mit Dir verkehren zu lassen."

„O!" rief Andrea mit größter Freude. Und alsogleich, sich sammelnd, sagte er bei sich: „Wieder der unbekannte Beschützer! Man vergißt mich nicht! Man sucht das Geheimniß, weil man in einem isolirten Zimmer sprechen will. Ich halte sie... Bertuccio ist vom Beschützer entsendet worden!"

Der Wächter benahm sich einen Augenblick mit einem Vorgesetzten, dann öffnete er die beiden vergitterten Thüren, und führte Andrea, der vor Freude außer sich war, in ein Zimmer des ersten Stockwerkes das auf den Hof ging. Das Zimmer war mit Kalk ausgeweißt, wie es

in den Gefängnissen üblich ist. Es bot einen heiteren Anblick, über den der Gefangene entzückt schien: ein Ofen, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, bildeten die prächtige Möblirung desselben. Bertuccio setzte sich auf den Stuhl, Andrea warf sich auf das Bett. Der Wächter entfernte sich.

„Nun," fragte der Intendant, „was hast Du mir zu sagen?"

„Und Sie?" fragte Andrea.

„Sprich Du zuerst."

„O! nein; Sie müssen mir viel zu sagen haben, weil Sie mich besuchten."

„Wohlan, meinetwegen. Du bist in Deinen Ruchlosigkeiten fortgefahren: Du hast gestohlen, Du hast gemordet."

„Gut. Wenn Sie mich deßhalb in ein besonderes Zimmer führen ließen, um mir solche Dinge zu sagen, so hätten Sie sich nicht zu bemühen gebraucht. Ich weiß alle diese Dinge. Es giebt dagegen andere, die ich nicht weiß. Sprechen wir von diesen, wenn es Ihnen beliebt. Wer hat Sie gesendet?"

„O! O! Sie gehen rasch zu Werke, Herr Benedetto."

„Nicht wahr? Und an's Ziel. Ersparen wir vorzüglich die unnützen Worte. Wer sendet Sie?"

„Niemand."

„Wie wissen Sie, daß ich im Gefängnisse bin?"

„Schon vor langer Zeit erkannte ich Dich wieder in dem insolenten Stutzer, der so zierlich ein Pferd auf den Champs-Elysées tummelte."

„Die Champs-Elysées. Ah! ah! wir legen bei

Seite, wie man im Pincettespiele sagt... Die Champs-Elysées! Sprechen wir ein wenig von meinem Vater, wollen Sie?"

„Wer bin denn ich?"

„Sie sind mein Adoptivvater, mein wackerer Herr. Sie doch nicht, mein' ich, haben zu meinen Gunsten über hunderttausend Francs verfügt, die ich in vier bis fünf Monaten verzehrte; Sie doch nicht haben mir einen italienischen Vater und Edelmann aufgetrieben; Sie doch nicht haben mich in die vornehme Welt eingeführt, und zu einem gewissen Mittagsmahle zu Auteuil eingeladen, an dem ich noch zu essen glaube, mit der besten Gesellschaft von ganz Paris, mit einem gewissen Staatsanwalte, dessen Bekanntschaft ich sehr mit Unrecht nicht beizubehalten suchte, die mir in diesem Momente so nützlich seyn würde; Sie doch, endlich, verbürgten sich nicht für eine oder zwei Millionen, als mir der fatale Unfall mit der Entdeckung des Geheimnisses der Intrigue begegnete? Ei, sprechen Sie, schätzbarer Corse, sprechen Sie!"

„Was soll ich sprechen?"

„Ich werde Dir helfen. Du sprachest so eben von den Champs-Elysées, mein würdiger Pflegevater."

„Wohlan?"

„Wohlan, auf den Champs-Elysées wohnt ein sehr reicher, sehr reicher Herr."

„Bei dem Du gestohlen und gemordet hast, nicht wahr?"

„Ich glaube.. ja."

„Der Herr Graf von Monte-Christo?"

„Sie haben ihn genannt, wie Herr Racine sagt...

Nun denn, soll ich mich in seine Arme stürzen, ihn an mein Herz drücken, und ausrufen: „Mein Vater! Mein Vater!“ wie Herr Pixérécourt sagt?“

„Scherzen wir nicht,“ antwortete Bertuccio ernsthaft; „ein solcher Name werde hier nicht so ausgesprochen, wie Sie ihn auszusprechen wagen.“

„Pah!“ sagte Andrea, über Bertuccio's feierliche Haltung ein wenig verblüfft, „warum?“

„Weil jener, der diesen Namen führt, zu sehr vom Himmel begünstiget ist, um der Vater eines Elenden zu seyn, wie Sie.“

„O! was für große Worte...“

„Und von großen Wirkungen, wenn Sie sich nicht in Acht nehmen!“

„Drohungen! Ich fürchte sie nicht; ich werde sagen...“

„Glauben Sie es mit Pygmäen Ihres Schlages zu thun zu haben?“ fragte Bertuccio mit einem so ruhigen Tone und mit einem so zuversichtlichen Blicke, daß Andrea hievon bis in's Innerste ergriffen wurde; „glauben Sie, es mit Ihren Bagno-gewöhnten Bösewichten, oder mit Ihren treuherzigen Gimpeln der Welt zu thun zu haben? Benedetto, Sie sind in einer schrecklichen Hand; diese Hand kann sich wohl für Sie öffnen: benützen Sie dieß. Spielen Sie nicht mit dem Blitze, den sie einen Augenblick ablegt, aber wieder ergreifen kann, wenn Sie in ihrer freien Bewegung sie zu hemmen suchen.“

„Mein Vater... ich will erfahren, wer mein Vater ist!“ versetzte der Störige; „ich werde dabei zu Grunde gehen, wenn es seyn muß; aber ich werde es erfahren. Was macht mir das Scandal? Gutes . . . Ruf, . . .

empfehlende Artikel, wie Herr Beauchamp, der Journalist, sagt. Ihr Leute aber, von der vornehmen Welt, Ihr habt bei dem Scandale immer etwas zu verlieren, ungeachtet Eurer Millionen und Wappen... Wer ist mein Vater?"

„Ich bin gekommen, um es Dir zu sagen."

„Ah!" rief Benedetto mit freudefunkelnden Augen aus.

In diesem Momente ging die Thüre auf, und der Gefängnißpförtner sagte, zu Bertuccio sich wendend: „Um Vergebung, mein Herr, der Instructionsrichter erwartet den Gefangenen."

„Es ist der Schluß meines Verhöres," sagte Andrea zu dem würdigen Intendanten; „zum Teufel mit dem Lästigen!"

„Ich werde morgen wieder kommen," äußerte Bertuccio.

„Gut!" erwiederte Andrea. „Meine Herren Gendarmen, ich stehe Ihnen zu Diensten. Ah! lieber Herr, lassen Sie doch ein Dutzend Thaler bei Gericht zurück, damit man mir hier giebt, was ich brauchen werde."

„Dieß wird geschehen," antwortete Bertuccio.

Andrea reichte ihm die Hand; Bertuccio behielt die seinige in seiner Tasche, und ließ nur einige Geldstücke darin klingen. „Dieß wollte ich sagen," bemerkte Andrea, ein Lächeln grimmassirend, das durch die auffallende Ruhe Bertuccio's völlig bewältiget wurde. „Werde ich mich getäuscht haben?" sagte er bei sich, in den länglichen und vergitterten Wagen steigend, den man den Salatkorb nennt. „Wir werden sehen! Also auf morgen!" fügte er bei, zu Bertuccio sich umwendend.

„Auf morgen!" antwortete der Intendant.

Der Richter.

Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni und Noirtier im Sterbezimmer allein geblieben waren, und daß der Greis und der Priester die Bewachung der Leiche des jungen Mädchens übernommen hatten. Vielleicht gaben die christlichen Ermahnungen des Abbé, vielleicht seine sanfte Nächstenliebe, vielleicht seine überredende Sprache, dem Greise den Muth wieder; denn seit dem Momente, da Noirtier mit dem Priester sich benehmen konnte, verkündete Alles in jenem, anstatt der Verzweiflung, die sich anfangs seiner bemächtigte, eine große Resignation, eine für alle jene sehr überraschende Ruhe, die sich seiner innigen, für Valentinen gefühlten Liebe erinnerten.

Herr von Villefort hatte den Greis seit dem Morgen seines Todesfalles nicht mehr gesehen. Die ganze Dienerschaft war erneuert worden: man hatte für ihn einen andern Kammerdiener, für Noirtier einen andern Domestiken aufgenommen; zwei Zofen waren in die Dienste der Frau von Villefort getreten; Alle, sogar der Portier und der Kutscher, wiesen neue Gesichter, die sich zwischen den verschiedenen Gebietern dieses verfluchten Hauses so zu sagen aufgerichtet, und die ohnehin schon kalten Beziehungen gehemmt hatten, die zwischen ihnen bestanden. Zudem begannen die Assisen in zwei bis drei Tagen, und Villefort verfolgte, in sein Cabinet eingeschlossen, mit einer fieberhaften Thätigkeit das gegen den Mörder von Caderousse eingeleitete Verfahren. Diese Angelegenheit, so wie alle, in welche der Graf von Monte-Christo verwebt war, hatte in der Pariserwelt großes Aufsehen gemacht. Die Beweise waren nicht überführend, weil

sie auf einigen von einem sterbenden Galeerensträflinge geschriebenen Worten beruhten, eines ehemaligen Bagnogefährten desjenigen, den er beschuldigte, und der seinen Gefährten aus Haß oder Rache beschuldigen konnte: nur das Gewissen des Beamten hatte sich eine Meinung gebildet; der Staatsanwalt war zuletzt zu der schrecklichen Ueberzeugung gekommen, daß Benedetto schuldig sey, und er wollte aus diesem schwierigen Siege einen von jenen Genüssen der Eigenliebe ziehen, die allein die Fibern seines eiserstarrten Herzens ein wenig zu wecken vermochten. Der Prozeß wurde daher, in Folge der unabläßigen Arbeit Villefort's, eingeleitet, der die nächsten Assisen mit ihm eröffnen wollte. Daher mußte er sich mehr als jemals zurückziehen, um es zu vermeiden, den zahllosen Gesuchen zu entsprechen, die man zu dem Zwecke, Zutrittkarten zu erhalten; an ihn stellte. Und ferner war so kurze Zeit verstrichen, seitdem man die arme Valentine in die Gruft gesenkt hatte, der Schmerz des Hauses noch so neu, daß Niemand erstaunte, den Vater so angestrengt seiner Pflicht sich hingeben zu sehen, das heißt: der einzigen Zerstreuung, die er gegen seinen Kummer finden konnte. Ein einziges Mal, am folgenden Tage nach dem Tage, an welchem Benedetto jenen zweiten Besuch Bertuccio's erhalten hatte, bei welchem ihm dieser den Namen seines Vaters sagen sollte, am folgenden Tage nach diesem Tage, der ein Sonntag war, ein einziges Mal, sagen wir, hatte Villefort seinen Vater erblickt: dieß geschah in einem Momente, da der Beamte, von Anstrengung ermüdet, in den Garten seines Hôtels hinabgegangen war, und düster, von einem unversöhnlichen Gedanken gebeugt, gleich Tarquinius, der

mit seinem Spazierstöckchen die höchsten Mohnköpfe abschlug, schlug Herr von Villefort mit seinem Stocke die langen und welkenden Stengel der Zitterrosen ab, welche die Alleen entlang wie die Gespenster jener in der so eben verflossenen Jahreszeit so herrlichen Blumen emporstarrten. Schon hatte er mehr als einmal das Ende des Gartens erreicht, nämlich jenes berühmte Gitter, das an die öde Einfriedigung stieß, indem er immer wieder durch die nämliche Allee zurückkam, seinen Spaziergang mit dem nämlichen Schritte und mit der nämlichen Geberde wieder beginnend, als seine Blicke sich unwillkürlich auf das Haus richteten, worin er seinen Sohn lärmend spielen hörte, der aus seiner Erziehungsanstalt heimgekehrt war, um den Sonntag und Montag bei seiner Mutter zu verleben. Bei dieser Bewegung sah er an einem der offenen Fenster Herrn Noirtier, der sich in seinem Lehnstuhle an dieses Fenster hatte rollen lassen, um die letzten Strahlen einer noch warmen Sonne zu genießen, welche von den hinwelkenden Blumen der Windenpflanzen und von den gerötheten Blättern der Jungferrebe Abschied nahmen, die den Balkon tapezierten. Das Auge des Greises war auf einen Punkt so zu sagen genietet, den Villefort nur unvollkommen bemerkte. Dieser Blick Noirtiers war so gehässig, so wild, so vor Ungeduld brennend, daß der Staatsanwalt, geübt, alle Ausdrücke dieses Gesichtes zu verstehen, das er so gut kannte, von der Linie seines Weges sich entfernte, um zu sehen, auf welche Sache oder auf welche Person dieser lastende Blick fiel. Dann sah er unter einer Gruppe von Linden mit bereits fast entlaubten Zweigen, Frau von Villefort,

die, sitzend, ein Buch in der Hand, bisweilen ihre Lektüre unterbrach, um ihrem Sohne zuzulächeln, oder ihm seinen elastischen Ball zurückzuwerfen, den er beharrlich aus dem Salon in den Garten schleuderte. Villefort erblaßte, denn er verstand, was der Greis wollte. Noirtier schaute immer den nämlichen Gegenstand an; aber plötzlich fiel sein Blick von der Frau auf den Gatten, und Villefort selbst mußte den Angriff dieser blitzeschleudernden Augen aushalten, die, den Gegenstand wechselnd, auch die Sprache gewechselt hatten, ohne jedoch etwas an ihrem drohenden Ausdrucke zu verlieren.

Frau von Villefort, allen diesen Leidenschaften fremd, deren Kreuzfeuer über ihrem Haupte hinzuckte, behielt in diesem Augenblicke den Ball ihres Sohnes zurück, indem sie ihm ein Zeichen gab, ihn mit einem Kusse zu holen; aber Eduard ließ sich lange bitten; die mütterliche Liebkosung schien ihm wahrscheinlich keine genügende Vergütung für die ihm dadurch veranlaßte Störung, zuletzt entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten in eine Pflanzung von Heliotropen und chinesischen Sternblumen, und eilte mit schweißbedeckter Stirne zu Frau von Villefort. Frau von Villefort trocknete seine Stirne, drückte ihre Lippen auf dieses feuchte Elfenbein, und entließ das Kind mit seinem Balle in der einen Hand, und die andere voll Bonbons. Villefort, von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen, wie der Vogel von der Schlange angezogen wird, näherte sich dem Hause; in dem Maße, als er sich näherte, senkte sich Noirtier's Blick, ihm folgend, und das Feuer seiner Augäpfel schien sich zu einem solchen Grade von Gluth zu steigern, daß sich Villefort

bis in die Tiefe seines Herzens davon ergriffen fühlte. In der That las man in diesem Blicke einen heftigen Vorwurf, so wie zugleich eine schreckliche Drohung. Dann hoben sich die Augenlieder und die Augen Noirtier's zum Himmel empor, wie wenn er seinen Sohn an einen vergessenen Schwur erinnerte.

„Es ist gut, mein Herr," sagte Villefort vom Hofe aus, „es ist gut! Gedulden Sie sich noch einen Tag; was ich gesagt habe, bei dem bleibt's."

Noirtier schien durch diese Worte beruhiget, und seine Augen wendeten sich gleichgültig nach einer andern Seite. Villefort riß seinen Ueberrock auf, der ihn erstickte, fuhr mit der Hand über seine erdfahle Stirne, und ging in sein Cabinet. Die Nacht verging kalt und ruhig; Jedermann legte sich zu Bette, und schlief wie gewöhnlich in diesem Hause. Nur legte sich Villefort, ebenfalls wie gewöhnlich, nicht zu gleicher Zeit zu Bette, wie die Uebrigen, und arbeitete bis fünf Uhr Morgens, um die letzten, am vorigen Tage von den Instructionsbeamten vorgenommenen Verhöre zu durchsehen, die Zeugenaussagen nachzuschlagen, und Klarheit der Schreibart in seinen Anklageact zu bringen, einen der energievollsten und am geschicktesten verfaßten, die er jemals entwarf. Am andern Tage, am Montage, sollte die erste Sitzung der Assisen stattfinden. Villefort sah diesen Tag bleich und düster anbrechen, und sein bläulicher Schimmer ließ auf dem Papiere die Zeilen mit rother Dinte geschrieben leuchten. Der Beamte war einen Augenblick eingeschlafen, während seine Lampe die letzten Aufsprühungen machte; bei dem Knistern derselben erwachte er, die Finger feucht

und purpurfarben, als hätte er sie in Blut getaucht. Er öffnete seine Fenster: ein großer orangefarbener Streifen zog sich in der Ferne quer am Himmel hin, und durchschnitt die dünnen Pappeln, welche sich auf dem Horizonte schwarz von der Seite abzeichneten. Auf dem Luzernerkleefelde, jenseits des Gitters der Kastanienbäume, wirbelte eine Lerche zum Himmel empor, indem sie ihren hellen und frühen Gesang vernehmen ließ. Die feuchte Luft der Morgendämmerung durchnäßte Villefort's Kopf, und erfrischte sein Gedächtniß. „Heute wird es geschehen," sagte er mit Schrecken; „heute muß der Mann, der das Schwert der Gerechtigkeit halten wird, überall den Streich führen, wo die Strafbaren sind."

Seine Blicke suchten dann gegen seinen Willen das Fenster von Noirtier, der seinem Geiste wieder näher rückte, das Fenster, an welchem er am vorigen Tage den Greis gesehen hatte. Der Vorhang desselben war zugezogen. Und dennoch war das Bild seines Vaters ihm dergestalt gegenwärtig, daß er sich an dieses verschlossene Fenster wendete, als wäre es offen, und als sähe er durch diese Oeffnung den drohenden Greis.

„Ja," murmelte er, „ja, sey unbesorgt!"

Sein Kopf sank wieder auf seine Brust, und mit also gesenktem Kopfe machte er einige Gänge in seinem Cabinete, dann warf er sich ganz angekleidet auf ein Canapé, weniger um zu schlafen, als um seine durch die Anstrengung und die Kälte der Arbeit, die in das Mark der Knochen dringt, steif gewordenen Glieder geschmeidig zu machen. Nach und nach erwachte Alles:

Villefort hörte von seinem Cabinete aus die aufeinanderfolgenden Geräusche, aus denen so zu sagen die Lebensäußerungen des Hauses bestehen, die auf- und zugemachten Thüren, den Klang der Schelle von Frau von Villefort, die ihrer Zofe klingelte, die ersten Schreie des Kindes, das fröhlich aufstand, wie man in diesem Alter gewöhnlich aufsteht. Auch Villefort schellte. Sein neuer Kammerdiener trat zu ihm ein, und brachte ihm die Journale. Zu gleicher Zeit brachte er auch eine Tasse Chocolade.

„Was bringen Sie mir da?“ fragte Villefort.

„Eine Tasse Chocolade.“

„Ich habe sie nicht verlangt. Wer sorgt denn so für mich?“

„Madame; sie sagte, daß Sie, mein Herr, heute bei dieser Mordthatverhandlung ohne Zweifel viel sprechen, und somit Kräfte zu sammeln bedürfen würden.“

Und der Diener stellte auf den bei dem Canapé stehenden Tisch, der wie die andern mit Papieren bedeckt war, die Tasse von vergoldetem Silber. Der Diener entfernte sich. Villefort schaute die Tasse einen Augenblick mit düsterer Miene an, dann ergriff er sie plötzlich mit einer nervösen Bewegung, und trank den Inhalt auf einen einzigen Zug aus. Man hätte meinen mögen, daß er hoffte, dieses Getränk sey tödtlich, und daß er dem Tode rief, damit dieser ihn von einer Pflicht befreie, die ihm eine schwierigere Sache gebot, als zu sterben. Dann stand er auf, und ging in seinem Cabinete mit einer Art von Lächeln auf und ab, welches schrecklich gewesen wäre, wenn es Jemand gesehen hätte. Die Chocolade

war unschädlich, und Herr von Villefort empfand nichts. Als die Zeit zum Frühstücke gekommen war, erschien Herr von Villefort nicht bei Tische. Der Kammerdiener trat wieder in das Cabinet.

„Madame läßt Sie in Kenntniß setzen, mein Herr,“ sagte er, „daß es so eben eilf Uhr geschlagen hat, und daß um Mittag die Gerichtssitzung ist.“

„Nun denn,“ fragte Villefort, „was weiter?“

„Madame hat ihre Toilette gemacht: sie ist ganz bereit, und fragt, ob sie Sie begleiten wird, mein Herr?“

„Wohin?“

„In den Justizpalast.“

„Wozu?“

„Madame sagt, daß sie sehr wünsche, dieser Verhandlung beizuwohnen.“

„Ah!“ versetzte Villefort mit einem fast schrecklichen Tone, „sie wünscht dieß!“

Der Diener trat einen Schritt zurück, und sagte: „Wenn Sie allein fortzugehen wünschen, mein Herr, so will ich es der Madame sagen.“

Villefort blieb einen Augenblick stumm; er höhlte mit seinen Nägeln seine bleiche Wange, mit welcher sein ebenholzschwarzer Bart contrastirte. „Sagen Sie der Madame,“ entgegnete er endlich, „daß ich mit ihr zu sprechen wünsche, und daß ich sie bitte, mich in ihrem Gemache zu erwarten.“

„Ja, mein Herr.“

„Dann kehren Sie zurück, um mich zu rasiren und anzukleiden.“

„Sogleich."

In der That verschwand der Kammerdiener, um wieder zu erscheinen, rasirte ihn, und kleidete ihn in feierliches Schwarz. Als er fertig war, sagte er: „Madame äußerte, daß sie gleich nach Vollendung ihrer Toilette Sie erwarte."

„Ich komme hin."

Und Villefort, die Akten unter seinem Arme, seinen Hut in der Hand, verfügte sich nach den Gemächern seiner Frau. Vor der Thüre blieb er einen Augenblick stehen, und trocknete mit seinem Taschentuche den Schweiß, der auf seiner erdfahlen Stirne floß. Dann machte er die Thüre auf. Frau von Villefort saß auf einer Ottomane, ungeduldig Journale und Broschüren durchblätternd, welche der junge Eduard zu seinem Ergötzen zerriß, selbst bevor seine Mutter Zeit fand, mit dem Lesen derselben fertig zu werden. Sie war völlig angekleidet, um das Haus zu verlassen; ihr Hut harrte ihrer auf einem Lehnstuhle; sie hatte ihre Handschuhe angezogen. „Ah! da sind Sie, mein Herr," sagte sie mit ihrer natürlichen und ruhigen Stimme; „mein Gott, wie bleich Sie sind, mein Herr! Sie haben also wieder die ganze Nacht gearbeitet? Warum sind Sie nicht gekommen, um mit uns zu frühstücken? Nun denn, nehmen Sie mich mit, oder soll ich mit Eduard allein gehen?"

Frau von Villefort hatte, wie man sieht, die Fragen vervielfacht, um eine Antwort zu erhalten; aber auf alle diese Fragen war Herr von Villefort kalt und stumm geblieben, wie eine Statue.

„Eduard," sagte Villefort, einen gebieterischen Blick

auf das Kind heftend, „spielen Sie im Salon, mein Freund, ich muß mit Ihrer Mutter sprechen."

Als Frau von Villefort diese kalte Haltung, diesen entschlossenen Ton, diese befremdenden vorläufigen Vorkehrungen gewahrte, schauderte sie. Eduard hatte den Kopf emporgehoben, seine Mutter angeschaut, und dann, als er sah, daß sie den Befehl des Herrn von Villefort nicht bestätigte, seine bleiernen Soldaten zu köpfen wieder begonnen.

„Eduard!" rief Herr von Villefort so hart, daß das Kind vom Teppiche aufsprang, — „hören Sie mich? Gehen Sie!"

Das Kind, an diese Behandlung wenig gewöhnt, stand aufrecht da, und erblaßte; es wäre schwer zu unterscheiden gewesen, ob dieß aus Zorn oder Furcht geschah. Sein Vater trat zu ihm, nahm ihn bei dem Arme, und küßte ihn auf die Stirne. „Geh," sagte er, „mein Kind, geh!"

Eduard entfernte sich. Herr von Villefort ging zur Thüre, und verriegelte sie hinter ihm. „O! mein Gott!" fragte die junge Frau, indem sie bis in die Tiefe der Seele ihres Mannes schaute, und ein leichtes Lächeln versuchte, welches an der Unempfindsamkeit Villefort's erstarrte; „was giebt es denn?"

„Madame, wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen?" fragte deutlich und ohne Einleitung der zwischen seiner Frau und der Thüre stehende Beamte.

Frau von Villefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie den Geier ober ihrem Kopfe seine

mörderischen Kreise zusammenziehen sieht. Ein rauher, gebrochener Ton, der weder ein Schrei noch ein Seufzer war, entschlüpfte der Brust der Frau von Villefort, die bis zum Erdfahlen erblaßte. „Mein Herr," antwortete sie, „ich ... ich begreife nicht."

Und da sie sich in einem Paroxismus von Schrecken erhoben hatte, ließ sie sich in einem zweiten, ohne Zweifel stärkeren Paroxismus, als der erste, wieder auf die Polster des Sofas zurücksinken.

„Ich fragte Sie," fuhr Villefort mit einer vollkommen ruhigen Stimme fort, „an welchem Orte Sie das Gift verbargen, mittelst dessen Sie meinen Schwiegervater Herrn von Saint-Méran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine vergiftet haben?"

„Ah! mein Herr," rief Frau von Villefort, die Hände faltend, aus, „was sagen Sie?"

„Es steht Ihnen nicht zu, mich zu fragen, sondern mir zu antworten."

„Dem Richter oder dem Gatten?" stammelte Frau von Villefort.

„Dem Richter, Madame, dem Richter!"

Die Blässe dieser Frau, die Angst ihres Blickes, das Zittern ihres ganzen Leibes boten einen entsetzlichen Anblick. „Ah, mein Herr!" murmelte sie, „ah! mein Herr!" und dieß war Alles.

„Sie antworten nicht, Madame!" rief der schreckliche Frager. Dann fügte er mit einem Lächeln, das noch furchtbarer war, als sein Zorn, hinzu: „Es ist wahr, Sie läugnen nicht!"

Sie machte eine Bewegung.

„Und Sie könnten nicht läugnen," sprach Villefort weiter, die Hand gegen sie ausstreckend, wie um sie im Namen der Gerechtigkeit zu ergreifen; „Sie haben diese verschiedenen Verbrechen mit einer schamlosen Geschicklichkeit begangen, die jedoch nur Leute täuschen konnte, die ihres Wohlwollens wegen geneigt waren, bei Ihrem Thun blind zu seyn. Seit dem Tode der Frau von Saint-Méran wußte ich, daß ein Giftmischer in meinem Hause sich befinde. Herr von Avrigny setzte mich davon in Kenntniß; nach dem Tode von Barrois, Gott verzeihe mir's, fiel mein Verdacht auf Jemand, auf einen Engel! mein Verdacht, der, selbst dort, wo es kein Verbrechen giebt, unaufhörlich angeregt in der Tiefe meines Herzens wacht; aber nach Valentinens Tode gab es keinen Zweifel mehr für mich, Madame, und nicht bloß für mich, sondern auch für Andere; Ihr Verbrechen, jetzt von zwei Personen gekannt, von mehreren vermuthet, wird öffentlich werden, und, wie ich Ihnen eben erst sagte, Madame, es spricht kein Gatte mehr mit Ihnen, sondern ein Richter!"

Die junge Frau verbarg ihr Antlitz in ihren beiden Händen. „O! mein Herr," stammelte sie, „ich bitte Sie inständig darum, trauen Sie dem Scheine nicht!"

„Sollten Sie feige seyn?" rief Villefort mit einer verachtenden Stimme aus. „In der That, ich bemerkte immer, daß die Giftmischer feige waren. Sollten Sie feige seyn, da Sie den gräßlichen Muth hatten, zwei von Ihnen ermordete Greise und ein junges Mädchen vor Ihren Augen sterben zu sehen?"

„Mein Herr! Mein Herr!"

„Sollten Sie feige seyn," fügte Villefort mit einer steigenden Exaltation bei, „Sie, die Sie die Minuten von vier Todeskämpfen, eine nach der andern, zählten? Sie, die Sie mit einer so wundersamen Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre höllischen Pläne schmiedeten, und Ihre infamen Getränke mischten? Sollten denn Sie, die Sie Alles so gut berechneten, eine einzige Sache zu berechnen vergessen haben, nämlich: wohin die Offenbarung Ihrer Verbrechen führen könnte? O! dieß ist unmöglich, und Sie haben irgend ein milderes, feineres und mörderisches Gift, als die übrigen, aufbewahrt, um der Ihnen gebührenden Strafe zu entgehen. Sie thaten dieß, wenigstens hoff' ich es."

Frau von Villefort rang die Hände und fiel auf die Knie.

„Ich weiß wohl ... ich weiß wohl," sagte er, „Sie gestehen; aber das vor Richtern abgelegte Geständniß, das im letzten Momente abgelegte Geständniß, das Geständniß, wenn man nicht mehr läugnen kann, dieses Geständniß mildert durchaus die Strafe nicht, welche die Richter über den Schuldigen verhängen!"

„Die Strafe!" rief Frau von Villefort aus, „die Strafe! mein Herr! Sie sprechen dieses Wort bereits zweimal aus!"

„Allerdings. Glaubten Sie, weil Sie vierfach schuldig waren, derselben zu entgehen? Glaubten Sie, weil Sie die Frau desjenigen sind, der diese Strafe verlangt, diese Strafe würde abgewendet bleiben? Nein, Madame, nein! Wer immer die Giftmischerin seyn möge, das Schaffot erwartet sie, vorzüglich wenn die

Giftmischerin, wie ich Ihnen eben erst sagte, nicht die Vorsicht gebraucht hat, einige Tropfen ihres sichersten Giftes für sich aufzubewahren."

Frau von Villefort stieß einen wilden Schrei aus, und der gräßliche und unbändige Schrecken erfaßte ihre entstellten Züge.

„O! fürchten Sie das Schaffot nicht, Madame," äußerte der Beamte, „ich will Sie nicht entehren, denn dieß hieße mich selbst entehren; nein, im Gegentheile, wenn Sie mich gut verstanden, müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf einem Schaffote sterben können."

„Nein, ich verstand nicht; was wollen Sie damit sagen?" stammelte die unglückliche, völlig vernichtete Frau.

„Ich will damit sagen, daß die Frau des ersten Gerichtsbeamten der Hauptstadt nicht mit Ihrer Infamie einen fleckenlos gebliebenen Namen besudeln, und nicht mit dem nämlichen Schlage ihren Gatten und ihr Kind entehren werde."

„Nein! o! nein!"

„Wohlan, Madame, dieß wird eine gute Handlung von Ihrer Seite seyn, und für diese gute Handlung dank' ich Ihnen."

„Sie danken mir? ei, wofür?"

„Für das, was Sie so eben sagten."

„Was sagte ich? Mein Kopf ist verwirrt, ich begreife nichts mehr, mein Gott! mein Gott!" Und sie stand auf mit zerzauseten Haaren, schäumenden Lippen.

„Antworteten Sie, Madame, auf jene Frage, die ich hier eintretend an Sie stellte: Wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen, Madame?"

Frau von Villefort hob die Arme zum Himmel empor, und schlug krampfhaft ihre Hände ineinander. „Nein, nein," schrie sie aus vollem Halse, „nein, dieß wollen Sie nicht!"

„Was ich nicht will, Madame, ist: daß Sie auf dem Schaffote enden, verstehen Sie?" antwortete Villefort.

„O! mein Herr, Gnade!"

„Was ich will, ist: daß Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich bin auf der Erde, um zu bestrafen, Madame," fügte er mit einem flammenden Blicke bei; „zu jeder andern Frau, wäre sie auch eine Königin, würde ich den Henker senden; aber gegen Sie werde ich barmherzig seyn. Zu Ihnen sage ich: Nicht wahr, Madame, Sie haben einige Tropfen Ihres mildesten, schnellsten und sichersten Giftes aufbewahrt?"

„O! vergeben Sie mir, mein Herr, lassen Sie mich leben!"

„Sie war feige," sagte Villefort.

„Bedenken Sie, daß ich Ihre Frau bin!"

„Sie sind eine Giftmischerin!"

„Um's Himmels willen!"

„Nein!"

„Im Namen der Liebe, die Sie für mich fühlten!"

„Nein, Nein!"

„Im Namen unsers Kindes! Ah! für unser Kind lassen Sie mich leben!"

„Nein! Nein! Nein! sag' ich Ihnen; eines Tages, wenn ich Sie leben ließe, würden Sie es vielleicht eben so tödten, wie die Andern."

„Ich sollte meinen Sohn tödten!" rief diese wilde

Mutter aus, auf Villefort hinstürzend; „ich sollte meinen Eduard tödten! ... Ah! Ah! Ah!"

Und ein gräßliches Lachen, ein dämonisches Lachen, ein Lachen des Wahnsinnes, vollendete die Phrase, und ging in ein entsetzliches Röcheln über. Frau von Villefort war zu den Füßen ihres Gemahls gesunken. Villefort trat zu ihr hin. „Bedenken Sie, Madame," sagte er, „wenn bei meiner Rückkehr nicht Gerechtigkeit gehandhabt ist, denuncire ich Sie mit meinem eigenen Munde, und verhafte Sie mit meinen eigenen Händen."

Sie horchte keuchend, schmerzgebeugt, vernichtet; nur ihr Auge lebte in ihr, und sprühte ein schreckliches Feuer.

„Sie verstehen mich!" fügte Villefort bei: „ich werde dort unten die Todesstrafe gegen einen Mörder beantragen ... Wenn ich Sie lebend wieder finde, werden Sie heute Nacht in der Conciergerie schlafen."

Frau von Villefort stieß einen Seufzer aus; ihre Nerven spannten sich ab, sie brach in sich selbst zusammen auf den Teppich hin. Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleidens zu empfinden; er schaute sie minder streng an, und sagte langsam, leicht vor ihr sich verbeugend: „Adieu, Madame, adieu!"

Dieses Adieu fiel wie das tödtliche Beil auf Frau von Villefort. Sie wurde ohnmächtig. Der Staatsanwalt entfernte sich, und verschloß fortgehend die Thüre durch zweimaliges Umdrehen des Schlüssels.

Die Assisen.

Der Prozeß Benedetto, wie man damals im Justizpalaste und in der vornehmen Welt sagte, hatte ein ungeheures Aufsehen gemacht. Als Gewohnheitsbesucher des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Boulognerwäldchens, hatte der falsche Cavalcanti, während seines Aufenthaltes in Paris und der zwei= bis dreimonatlichen Dauer seiner Herrlichkeit, eine Menge Bekanntschaften gemacht. Die Journale hatten die verschiedenen Stationen des Angeklagten in seinem eleganten und in seinem Bagnoleben erzählt; dieß erregte die lebhafteste Neugier, vorzüglich bei jenen, die den Prinzen Andrea Cavalcanti persönlich kannten; daher hatten vorzüglich diese beschlossen, Alles zu wagen, um den Herrn Benedetto, den Mörder seines Kettenkameraden, auf der Bank der Angeklagten zu sehen. Für viele Leute war Benedetto, wo nicht ein Opfer, wenigstens ein Irrthum der Justiz: man hatte Herrn Cavalcanti den Vater in Paris gesehen, und man hoffte, ihn wieder erscheinen zu sehen, um seinen erlauchten Sprößling zu reclamiren. Viele Personen, die nie von dem famosen polnischen Rocke sprechen hörten, mit welchem er zu dem Grafen von Monte=Christo kam, fühlten sich von der würdigen Miene, von dem Cavaliermäßigen und von der Weltkenntniß überrascht, die dieser alte Patricier zeigte, der, wie man gestehen muß, jedesmal ein vollkommener Seigneur schien, wenn er nicht sprach, und nicht Arithmetik trieb. Den Angeklagten selbst betreffend, erinnerten sich viele Leute, ihn so liebenswürdig, so schön, so verschwen=

derisch gesehen zu haben, daß sie lieber an irgend einen listigen Anschlag von Seite eines Feindes glaubten, wie man deren in dieser Welt findet, wo die großen Vermögen die Mittel erhöhen, das Gute und das Böse bis zur Höhe des Wunderbaren und zur Macht des Unerhörten zu thun. Jeder eilte also zur Sitzung des Assisenhofes; die Einen, um dieses Schauspiel zu genießen, die Andern, um ihre Glossen darüber zu machen. Von sieben Uhr Morgens anfangend stand man am Gitter an, und schon eine Stunde vor Eröffnung der Sitzung war der Saal voll von Bevorzugten. Vor dem Eintritte des Gerichtshofes, und selbst oft nachher, gleicht ein Gerichtssaal, an Tagen großer Prozesse, sehr einem Salon, worin viele Leute sich kennen, mit einander sprechen, wenn sie nahe genug bei einander sind, um ihre Plätze nicht zu verlieren, sich Zeichen geben, wenn sie durch eine zu große Zahl von Zuhörern, Advokaten und Gendarmen getrennt sind.

Es war einer von jenen prächtigen Herbsttagen, die uns bisweilen für einen abwesenden oder zu kurzen Sommer entschädigen; die Wolken, welche Herr von Villefort am Morgen die aufgehende Sonne hatte streifen sehen, waren wie durch Zauber zerstreut, und ließen einen von den letzten und mildesten Septembertagen leuchten.

Beauchamp, einer von den Königen der Presse, und folglich überall seinen Thron besitzend, lorgnettirte rechts und links. Er gewahrte Château-Renaud und Debray, die so eben die Gewogenheit eines Stadtsergeanten gewonnen und ihn bewogen hatten, sich hinter sie zu stel-

len, anstatt vor ihnen zu bleiben, wie es sein Recht war. Der würdige Agent hatte den Secretär des Ministers und den Millionär gewittert; er zeigte sich voll Rücksicht für seine edlen Nachbarn, und erlaubte ihnen, Beauchamp zu besuchen, mit dem Versprechen, ihnen ihre Plätze aufzubehalten. „Wohlan," sagte Beauchamp, „wir werden also unsern Freund sehen."

„Ei, mein Gott, ja!" antwortete Debray, „diesen würdigen Prinzen. Der Teufel hole die italienischen Prinzen!"

„Einen Mann, dessen Genealogist Dante war, und der bis zur „„göttlichen Comödie"" hinaufreichte!"

„Galgenadel!" sagte Château-Renaud phlegmatisch.

„Er wird verurtheilt werden, nicht wahr?" fragte Debray Beauchamp.

„Ei, mein Lieber," antwortete der Journalist, „mir dünkt, diese Frage müsse man an Sie stellen; Sie kennen besser als wir die Miene des Bureau; sahen Sie den Präsidenten bei dem letzten Abendcirkel Ihres Ministers?"

„Ja."

„Was sagte er zu Ihnen?"

„Etwas, worüber Sie staunen werden."

„Ah! dann sprechen Sie doch schnell, lieber Freund; es ist schon so lange, seitdem man mir nichts mehr von diesem Schlage sagte."

„Nun denn, er sagte zu mir, daß Benedetto, den man für einen Phönix von Schlauheit, für einen Riesen von List halte, nur ein sehr subalterner, sehr dummer, und der Versuche völlig unwürdiger Spitzbube sey, die

man nach seinem Tode in Bezug auf seine phrenologischen Organe vornehmen werde."

„Bah!" erwiederte Beauchamp, „er spielte doch sehr leidlich den Prinzen."

„Für Sie, Beauchamp, der sie Sie diese unglücklichen Prinzen verabscheuen, und entzückt sind, schlechte Manieren an ihnen zu finden; aber nicht für mich, der ich instinktmäßig den Edelmann wittere, und einer aristokratischen Familie, welche sie auch seyn mag, als ein ächter Spürhund der Wappenkunst wieder aufhelfe."

„Sie glaubten also niemals an seine Prinzenwürde?"

„An seine Prinzenwürde? ja ... an sein Fürstenthum? nein."

„Nicht übel," äußerte Debray, „ich versichere Ihnen jedoch, daß er für jeden Andern als für Sie dafür gelten konnte. Ich sah ihn bei den Ministern."

„Ah! ja!" sagte Château-Renaud, „bei dem Umstande, daß Ihre Minister sich auf Prinzen verstehen!"

„Es liegt etwas Gutes in dem, was Sie so eben sagten, Château-Renaud," antwortete Beauchamp laut lachend; „die Phrase ist kurz aber angenehm. Ich bitte Sie um die Erlaubniß, in meiner Berichterstattung davon Gebrauch zu machen."

„Nehmen Sie, mein lieber Herr Beauchamp," versetzte Château-Renaud, „nehmen Sie; ich gebe Ihnen meine Phrase für das, was sie werth ist."

„Aber wenn ich mit dem Präsidenten sprach," sagte Debray zu Beauchamp, „so mußten Sie mit dem Staatsanwalte sprechen?"

„Unmöglich; seit acht Tagen verbirgt sich Herr von Villefort; das ist ganz natürlich: diese sonderbare Reihe von häuslichen Kümmernissen, zuletzt der nicht minder befremdende Todesfall seiner Tochter...“

„Der befremdende Todesfall! Was sagen Sie denn da, Beauchamp?“

„Ah! ja, spielen Sie nur den Unwissenden, unter dem Vorwande, daß all das bei dem Bürgeradel vorfällt,“ erwiederte Beauchamp, indem er sein Augenglas an sein Auge drückte, und es zwang, allein zu halten.

„Mein lieber Herr,“ bemerkte Château-Renaud, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie das Augenglas nicht so meisterlich handhaben können, wie Debray. Debray, geben Sie doch dem Herrn von Beauchamp eine Lection.“

„Ja,“ äußerte Beauchamp, „ich täusche mich nicht.“

„Was denn?“

„Sie ist's.“

„Fräulein Eugenie?“ fragte Château-Renaud; „sollte sie schon zurückgekehrt seyn?“

„Nein, aber ihre Mutter.“

„Madame Danglars?“

„Gehen Sie doch,“ entgegnete Château-Renaud, „unmöglich; zehn Tage nach der Flucht ihrer Tochter, drei Tage nach dem Bankerotte ihres Gatten!“

Debray erröthete leicht, und folgte der Richtung von Beauchamp's Blicke. „Warum nicht gar!“ sagte er; „das ist eine verschleierte Frau, eine unbekannte Dame, irgend eine fremde Prinzessin, die Mutter des Prinzen Cavalcanti vielleicht; aber Sie sprachen, oder vielmehr

wollten sprechen ... von sehr interessanten Dingen, Beauchamp, dünkt mir."

„Ich?"

„Ja. Sie sprachen von dem befremdenden Tode Valentinens."

„Ah! ja, es ist wahr; aber warum ist denn Frau von Villefort nicht da?"

„Die arme liebe Frau!" äußerte Debray; „sie ist ohne Zweifel beschäftiget, Melissengeist für die Spitäler zu destilliren, und Schönheitsmittel für sie und ihre Freundinnen zusammenzusetzen. Sie wissen, daß sie, wie man versichert, jährlich zwei- bis dreitausend Thaler auf diese Unterhaltung verwendet. Im Grunde haben Sie Recht, warum ist Frau von Villefort nicht hier? Ich hätte sie mit großem Vergnügen gesehen; ich liebe diese Frau sehr."

„Und ich verabscheue sie," antwortete Château-Renaud.

„Warum?"

„Ich weiß es nicht. Warum liebt man? Warum verabscheuet man? Ich verabscheue sie aus Antipathie.

„Oder jedenfalls aus Instinkt."

„Vielleicht ... Doch kommen wir auf das zurück, was Sie sagten, Beauchamp."

„Wohlan," versetzte Beauchamp, „sind Sie nicht zu erfahren neugierig, warum man im Hause Villefort so häufig stirbt?"

„Häufig ist ein hübsches Wort," äußerte Château-Renaud.

„Mein Lieber, das Wort findet sich in Saint-Simon."

„Aber die Sache befindet sich bei Herrn von Villefort; kommen wir darauf zurück.“

„Meiner Treue,“ sagte Debray, „ich gestehe, daß ich dieses seit drei Monaten schwarz ausgeschlagene Haus nicht aus den Augen verliere, und noch vorgestern, gelegentlich des Todes Valentinens, sprach Madame *** mit mir davon.“

„Wer ist Madame * * *?“ fragte Château-Renaud.

„Die Frau des Ministers, pardieu!“

„Ah! um Vergebung,“ versetzte Château-Renaud, „ich gehe nicht zu den Ministern, ich überlasse dieß den Prinzen.“

„Sie waren nur schön, Sie werden flammend, Baron; erbarmen Sie sich unser, oder Sie werden uns verbrennen wie ein zweiter Jupiter.“

„Ich werde nichts mehr sagen,“ erwiederte Château-Renaud; „aber zum Teufel! habt Mitleiden mit mir, gebt mir das Stichwort nicht.“

„Nun, suchen wir unser Gespräch zu beendigen, Beauchamp; „ich sagte Ihnen also, daß Madame * * * mich vorgestern um Aufschlüsse hierüber fragte; unterrichten Sie mich, ich werde sie unterrichten.“

„Wohlan, meine Herren, wenn man im Hause Villefort so häufig stirbt, … ich behalte dieses Wort bei, so geschieht's, weil ein Mörder im Hause ist.“

Die beiden jungen Leute schauderten, denn schon öfter als einmal waren sie auf den nämlichen Gedanken gerathen. „Und wer ist der Mörder?“ fragten sie miteinander.

„Der junge Eduard.“

Ein lautes Gelächter der beiden Zuhörer brachte den Redner keineswegs aus der Fassung, welcher fortfuhr: „Ja, meine Herren, der junge Eduard, ein phänomenales Kind, das schon tödtet wie Vater und Mutter.“

„Ist dieß ein Scherz?“

„Keineswegs; ich nahm gestern einen Diener auf, welcher aus dem Hause des Herrn von Villefort kommt: hören Sie dieß wohl.“

„Wir hören.“

„Und den ich morgen fortschicken werde, weil er ungeheuer ißt, um sich von dem Fasten zu erholen, das er sich dort vor Schrecken auflegte. Nun denn, es scheint, daß dieses liebe Kind irgend ein Arzneifläschchen ergriffen hat, von dem es bisweilen gegen jene Gebrauch macht, die ihm mißfallen. Zuerst mißfielen ihm der gute Papa und die gute Mama von Saint-Méran, und es schenkte ihnen drei Tropfen von seinem Elixire ein: drei Tropfen genügen; dann kam der wackere Barrois an die Reihe, der alte Diener des guten Papa Noirtier, der dem liebenswürdigen Schelme von Zeit zu Zeit derb begegnete, den Sie kennen: der liebenswürdige Schelm schenkte ihm drei Tropfen von seinem Elixire ein; so ging's auch der armen Valentine, die ihm nicht derb begegnete, auf die er aber eifersüchtig war: er schenkte ihr drei Tropfen von seinem Elixire ein, und für sie wie für die Uebrigen war Alles vorüber.“

„Aber was für ein Teufelsmährchen erzählen Sie uns da?“ fragte Château-Renaud.

„Ja,“ bemerkte Beauchamp, „ein Mährchen aus der andern Welt, nicht wahr?“

„Das ist absurd,“ äußerte Debray.

„Ah!“ erwiederte Beauchamp, „da suchen Sie nun schon verzögernde Mittel! Was Teufels, fragen Sie meinen Diener, oder vielmehr jenen, der morgen nicht mehr mein Diener seyn wird: dieß war das Gerücht des Hauses.“

„Aber wo ist jenes Elixir? Was für eines ist es?“

„Ei, das Kind versteckt es.“

„Wo hat es dasselbe genommen?“

„Im Laboratorium seiner Mutter.“

„Seine Mutter hat also Gifte in ihrem Laboratorium?“

„Weiß ich es? Sie stellen da Staatsanwaltsfragen an mich. Ich wiederhole das, was man mir sagte, weiter nichts; ich citire Ihnen meinen Urheber; mehr kann ich nicht thun. Der arme Teufel aß aus Schrecken nicht mehr.“

„Das ist unglaublich!“

„Nein doch, mein Lieber, das ist ganz und gar nicht unglaublich. Sie sahen im vorigen Jahre jenes Kind in der Straße Richelieu, welches sich damit ergötzte, seine Brüder und Schwestern zu tödten, indem es ihnen eine Nadel in's Ohr stieß, während sie schliefen. Die Generation, welche uns folgt, wird sehr früh reif, mein Lieber!“

„Mein Lieber,“ sagte Château-Renaud, „ich wette, daß Sie kein einziges Wort von dem glauben, was Sie uns da erzählen... Aber ich sehe den Grafen von Monte-Christo nicht; warum ist er denn nicht hier?“

„Er ist abgestumpft,“ antwortete Debray, „und dann wird er vor so vielen Leuten nicht erscheinen wollen, da

er der von allen Cavalcanti Geprellte war, die, wie es scheint, mit falschen Creditbriefen zu ihm kamen, so daß sie ihn um etwa hunderttausend Francs brachten, die auf die Prinzenwürde hypothezirt waren."

„Apropos, Herr von Château-Renaud," fragte Beauchamp, „wie befindet sich Morrel?"

„Meiner Treue," antwortete der Edelmann, „ich ging dreimal zu ihm, und fand eben so wenig einen Morrel, als auf der Hand. Seine Schwester schien mir jedoch nicht besorgt, und sagte mit einem sehr guten Gesichte zu mir, daß sie ihn seit zwei bis drei Tagen eben so wenig gesehen habe, jedoch überzeugt sey, daß er sich wohl befinde."

„Ah! es fällt mir ein! Der Graf von Monte-Christo kann nicht in den Saal kommen!" sagte Beauchamp.

„Warum?"

„Weil er bei diesem Drama betheiligt ist."

„Hat auch er Jemand ermordet?" fragte Debray.

„Nein doch, im Gegentheile, man wollte ihn ermorden. Sie wissen wohl, daß jener gute Herr von Caderousse von seinem saubern Freunde Benedetto ermordet wurde, als er das Haus des Grafen verließ. Sie wissen wohl, daß man in seinem Hause jenes berüchtigte Gilet wieder fand, worin der Brief lag, welch[illegible] die Unterzeichnung des Ehecontractes störte. Sehen [illegible] das berüchtigte Gilet? Es liegt ganz blutig als [illegible] führungsgegenstand auf dem Bureau."

„Ah! sehr wohl!"

„Stille, meine Herren! Da kommt [illegible] an unsere Plätze!"

In der That ließ sich ein lautes Geräusch im Gerichtssaalvorzimmer vernehmen; der Stadtsergeant rief seinen zwei Schützlingen mit einem kräftigen hm, und der Huissier, auf der Schwelle des Saales der Berathungen erscheinend, rief mit jener kreischenden Stimme, welche die Huissiers schon zur Zeit von Beaumarchais hatten: „Der Gerichtshof, meine Herren!"

(Ende des vierzehnten Theiles.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte-Christo

Bd.: 14

Augsburg 1846

P.o.gall. 665-13/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090650-9